L. g.
o.
463e
1

Ex Bibliotheca
C. A. Meusel.
No. 1897. 1.
2 Thc. L. A. 00. L. 34 K. 14 gl.

S. 145-165: E.T.A. Hoffmann
(Salomon 108)

L. g. o.
463 e
1

650/BK 2Bde

Gefühle, Bilder und Ansichten.

Sammlung kleiner prosaischer Schriften

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Erstes Bändchen.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

1819.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

79/1382

Der Gårtner und sein Freund.

Als Vorwort.

Der Freund.

Findet man Dich nun doch einmal wieder in den Feierstunden daheim? —

Der Gärtner.

Ja, lieber Bruder. Ich habe nun endlich eine Arbeit zu Stande gebracht, die

mich bisher aus der anmuthigen Ruhezeit abznrufen pflegte.

Der Freund.

Eine Arbeit in den Feierstunden! Es war sonst gar nicht Deine Art. — Unter dem Schatten Deiner selbstgezognen Bäume, im Anschauen Deiner Lieblingsblumen, vorzüglich solcher, die das Geschenk irgend eines lieben Freundes waren, pflegtest Du dann behaglich dazusitzen, den Blick oftmalen still dankend nach dorthin gewendet, von wo alle gute Gabe zu uns herniederkommt.

Der Gärtner.

Nun, Gott Lob! mit diesen Blicken ist es völlig bei'm Alten geblieben.

Der Freund.

Aber auch mit der Ruhestunde hätte es bei'm Alten bleiben sollen; vorzüglich in ei=

ner Zeit, wo Du — nur kaum dem beinah sichern Tode entronnen — als ein Genesender umhergehst.

Der Gärtner.

Du kennst mich ja, lieber Freund. Eine Arbeit, zu welcher mir der Gedanke so recht aus innerster Seele aufgestiegen ist, und wozu ich hoffen darf, den Segen Gottes zu erbeten, gibt mir beiweiten mehr Kraft und Freudigkeit, — auch äußerlich, — als Alles, was man sonst wohl so Erholung, oder gar Veränderung und Zerstreuung zu nennen pflegt.

Der Freund.

Ja, aber man hat Dich stundenweit von hier an der Landstraße gesehn, Pflanzen ausgrabend und auf Deinen Wagen ladend, mit ziemlicher Anstrengung, und

eben recht in der kühlsten Abendluft. War das verständig und besonnen?

Der Gärtner.

Ich denke ja doch. — Sieh, der Tag war hier im Garten immer schon recht gut und tüchtig besetzt für mich. Und doch schien mir auch jene Arbeit zum Berufe mitzugehören. Vollends seitdem Freund Hain so ernsthaft bei mir angeklopft hatte, mocht' ich sie nicht gern auf die lange Bank schieben. Ich arbeitete nämlich immer neben der Landstraße, die mich vor Jahren hierher geführt hat. Nicht wahr, nun eräthst Du mich schon halb und halb?

Der Freund.

Mir wird beinahe so zu Muth. Weiß ich ja doch, was Du mir von Deinem da-

maligen Zustande erzähltest, und was mir recht tief und warm in die Seele fiel.

Von Kindheit an war es Deine Sehnsucht gewesen, in diesem Garten zu arbeiten, den Du anfänglich nur aus Beschreibungen und Bildern, späterhin aus eigener schöner Anschauung kanntest. Da hofftest Du ganz eigenthümlich seltsame Blumen und Bäume zu erziehn, und Laubengänge zu gestalten, und Springgewässer schäumen zu lassen, zur heitern, unschuldsvollen Lust für viele Menschen, die sich täglich darin ergehen. — Die mehresten Leute um Dich her waren anderer Meinung, und Du versuchtest Dich in nahen und fernen Landen, in Frieden und Krieg an mannichfachen, zum Theil recht schönen, zum Theil recht wunderlichen, ja wohl auch überaus närri-

schen Dingen. Aber die Gartenlust kam Dir dabei nicht aus dem Sinne, und endlich merkte man, Du seyst doch wohl recht eigentlich zum Gärtner geboren, und berief Dich hierher. Du warest in der Nähe, und hattest nur wenige Stunden Weges zurückzulegen, aber die dehnten sich Dir zu Jahren aus, vor heißer Erwartung, ach wohl vor manchem störenden Zweifel auch, und vor manch seltsamen, gefahrdrohenden Abenteuern, welche Dir Deine Bahn durchkreuzten. Da streutest Du im Wandern von den mitgebrachten Sämereien aus, nach beiden Seiten hin, zu bald dunkeln, bald hellen Blumen, und zu Bäumen von der verschiedensten Art. Es sollte doch irgend ein Denkmal Deines Ganges hier übrig bleiben!

Der Gärtner.

Der Samen ist aufgegangen, lieber Freund; aber es stand dorten Alles theils in wildem Gedränge, theils in einzeln trüber, nachbarloser Vergessenheit, theils unter fremdartigen Gewächsen. Da meint' ich, es sey wohlgethan, dem Zufalle sein wildes Spiel zu brechen. Ich machte mein Eigenthumsrecht geltend, und habe nun die ganze Sammlung nach reifer Wahl hier nebeneinander gepflanzt, Jedes, so weit sich's thun lassen wollte, an seiner rechten Stelle, Alles zusammen ein Denkmal meines Ganges, noch mit andern Gewächsen, die mir seitdem in gleichem Sinne aufgeblüht waren, vermehrt. Wollen wir Beide einmal die kleine Pflanzung durchwandern?

Der Freund.

Recht gern. Und noch mancher, der Dich lieb hat, wird hoffentlich eben so sprechen.

Inhalt.

Seite

1. Welche Bücher soll man öfter lesen? 5
2. Gespräch über den 19ten Julius des Jahres 1810 5
3. Eine Sterbe-Scene 17
4. Ueber Schwärmerei 21
5. Der Gang nach dem Kirchhofe 25
6. Kriegsregel 32
7. Der Klingentausch 33
8. Gespräch zweier preußischen Edelleute über den Adel 36
9. Andeutungen 72
10. Sprachbemerkungen 82
11. Antwort auf einige gutgemeinte Bedenklichkeiten 83
12. Stimme eines Preußen an die Hanseischen Städte 92
13. Auch ein Wort über die neueste Zeit 97

Seite
14. Ueber die Sehnsucht nach Ruhe............ 104
15. Ueber Napoleon Buonaparte's Aussichten... 111
16. Gespräch über Heinrich v. Kleist 116
17. Der unentschiedne Wettstreit 136
18. Leier und Schwert, von Theodor Körner ... 139
19. Ueber eine interessante Erscheinung in unsrer Literatur 142
20. Briefe an und von Kreisler 145
21. Ueber einen Veteran unsrer Poesie........... 166
22. Ueber Apels Tod 169
23. Correggio, Tragödie von Oehlenschläger..... 173
24. Andeutungen 178
25. Ueber Friedrich Majers mythologisches Taschenbuch 182
26. Ueber die Germania des Tacitus............ 189
27. Karl Andreas v. Boguslawsky 269

Gefühle,
Bilder und Ansichten.

Sammlung kleiner prosaischer Schriften

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

1.

Welche Bücher soll man öfter lesen?

„Es gibt Werke, die so behaglich und erwärmend in unser Dasein eingreifen, wie es z. B. mehreren Leuten mit dem Leben des Benvenuto Cellini geht, daß man fast unwillkürlich zu ihnen hingezogen wird, und sie mit einem unbeschreiblichen Wohlgefallen lies't und wieder lies't. Man thut wohl daran, und den Büchern gereicht es zur schönsten Empfehlung, daß sie zum Wiederlesen keiner Empfehlung bedürfen. Es gibt aber hingegen auch Werke, die uns zusammenschüttern, daß wir erschrecken, von den sanftesten Kissen unserer Lieblingsneigungen auffahren, und mit heilsamem Entsetzen unserer eigenen Verderbtheit inne werden. Solche Bücher ehren wir, sie befördern auch wackere Entschlüsse in uns, aber kaum haben wir uns ein wenig auf

die Kissen niedergelassen, so scheuen wir den ernstlichen Warner, machen ihm höfliche Verbeugungen aus der Ferne, und wagen uns nicht so leichtlich wieder hin. Trete aber doch um Gotteswillen, seiner trägen Verderbtheit zum Trotze, Jedermann, der es ehrlich mit sich meint, aber und abermals hinzu, und erkenne eben diese Scheu als Kriterium der Heilsamkeit des Genesungsmittels. Man kann wohl annehmen, daß sich viele Leser hierbei an Fichtesche Werke z. B. an die Anweisung zu einem gottseligen Leben, erinnert fühlen werden." — Aber vor allen Dingen laßt uns an das Buch der Bücher denken, das mit göttlicher Strenge Wunden schlägt, um sie mit göttlicher Milde zu heilen!

2.

Gespräch über den 19ten Julius des Jahres 1810.

Nach dem Sterbetage der Königin Luise von Preußen saß eines Abends eine Familie beisammen, wie zu der Zeit viele Familien in diesem Reiche beisammen saßen: trauernd, und in Gesprächen über die holde Herrin, und über des guten Königs Leid. Der Hausvater ward stündlich von Berlin, wohin ihn seine Geschäfte als Kreisstand und Edelmann gerufen hatten, zurück erwartet. Sonst war eine solche Heimkehr immer ein großes Fest in diesem liebevollen Kreise; heute konnte sich aber Niemand darauf freuen, und doch sah man bisweilen sehnsuchtsvoll nach der Thür. Man hatte sich noch nicht seit dem Tode der Landesmutter gesprochen, und auch miteinander zu weinen ist süß, wenn man sich recht von Herzen liebt und ehrt.

Die Hausfrau saß an ihrem gewohnten Platz auf dem Großvaterstuhle am Fenster, wo am

längsten zur Arbeit Licht blieb, und sie zugleich einen großen Theil des Hofraumes mit ihren wirthlichen Augen übersehen konnte; eine ehrwürdige Matrone, schon in völliger, tiefer Trauer um die gestorbene Herrin, während die beiden Töchter, Wilhelmine und Luise, unter Thränen noch an dem trüben Schmucke für sich arbeiteten. Auch die Hausfrau trocknete sich öfters die feuchten Augen. Mit der Arbeit wollte es ihr heute nicht so fort, wie sonst. Oefters blickte sie von dem Nähzeuge weg, in die neben ihr aufgeschlagene Bibel. Wenn sie bisweilen aus dem offnen Fenster etwas auf dem Hofe anzuordnen hatte, geschah es mit einer Weichheit der Stimme, in der sich ihre gewohnte Freundlichkeit recht wehmüthig lieb offenbarte. In einem Winkel des Zimmers saß Friedrich, des Hauses Sohn, der eben vom Acker hereingekommen war, und sich ruhen wollte, aber alle Augenblicke von dem Bestreben, seinen Gram zu bergen, oder doch männlicher zu zeigen, als die Frauen den ihren, zu einem raschen Gange durch die Stube getrieben ward. Er war vordem ein tapfrer Reiteroffizier gewesen, und hatte im letzten Kriege die rechte Hand rühmlich auf dem Schlacht-

felde gelassen, daher er nun dem Vater in der Wirthschaft half mit eben so wackrem Eifer, als er sonst gewohnt gewesen war, die Schaaren für Uebung oder Kampf zu ordnen und zu führen.

„Wenn ich sie doch nur ein einzigesmal gesehen hätte! sagte Luise, die jüngste von beiden Schwestern. Ich heiße nach ihr, und kenne nur Bilder von ihr, und die sollen noch dazu alle nicht recht getroffen seyn."

„Der Maler soll noch geboren werden, entgegnete die Mutter, der Gottes geschaff'ne Herrlichkeit so nachzubilden vermag, wie sie in der Gestalt uns'rer lieben, hochseligen Königin zu schauen war. Alle menschliche Kunst hat ihre Gränzen, liebes Kind. Die schönen Morgen- und Abendwolken und die liebe Sonne hat auch noch keiner malen können. Da muß man denn schon mit dem Zeichen zufrieden seyn, und sich auch daran in Genügsamkeit erbauen."

„Ja, wer das schon sonst gesehen hat, kann sich wohl eher d'rin finden, sagte Luise. Aber denke mal, gute Mutter, ich bin wie eine arme Blindgeborne, der man viel von der holden Sonne erzählt hätte, und die nun endlich frei würde vom Staar; aber da wäre die liebe Sonne schon

für alle Zeit untergegangen, man lebte fortan nur bei Kerzenlicht, und die arme Geheilte müßte sich an Bildern begnügen, wie sie im Lampenschein von Morgenroth und Mittagshelle an der Wand hingen."

„Ja, ja, Kind, sagte die Mutter, für alle Zeit ist sie uns wohl untergegangen, aber, Gottlob! nicht für die Ewigkeit. Sie steht gewiß, ein wunderschöner Engel, vor Gottes Thron. Macht nur, daß auch wir alle dahin gelangen. Da wollen wir unsre ewige Freude an dem lieben Bilde haben."

„Bis dahin mußt Du mir recht viel von ihr erzählen, Schwester, sagte Luise."

„Ach Gott, entgegnete Wilhelmine, ich habe sie ja auch nur zweimal geseh'n. Es war freilich gar wunderschön, und ich werde es im Leben nicht vergessen. Erst war es im Schauspiel, in Potsdam. Sie stellten ein rührendes Stück vor, von einer unglücklichen Königin. Und die rechte Königin saß gegenüber, und lächelte durch Thränen, wie der Morgen durch Thau. Man sagt wohl öfters: himmelblaue Augen, ohne sich sonderlich viel dabei zu denken. Wer ihre Augen geseh'n hat, versteht das Wort ganz anders, und

denkt gewiß recht viel dabei. Ach, nun sind es recht eigentlich himmelblaue Augen geworden."

Sie weinten wieder alle drey, das Schluchzen hemmte ihre Worte, Friedrich ging rasch an's Fenster, und drückte sein Gesicht an die Scheiben.

„Und dann, wie sie hinausging," fing Wilhelmine nach einer Weile wieder an, „da grüßte sie so mütterlich lieb zu den Leuten herab, und ringsumher; — ich kann sie immer mit nichts anderm vergleichen, als mit der Sonne. So war es auch da, just, als wenn die Abendsonne an den Wiesen steht, und noch einmal so recht freundlich herüber blickt, ehe sie Abschied nimmt.— Und am Morgen d'rauf, da war sie wieder recht die Morgensonne. Wir gingen die schönen Laubgänge von Sanssouci entlang, da kommt sie mir auf einmal durch die grünen Blätter entgegen: weiß, ganz einfach, mit dem blühenden Gesicht, so freundlich unter den hellen Locken hervor, und grüßt wie ein Engel — ich hätte niedersinken mögen, hätte sie nicht so wundermild ausgeseh'n."

„So beinah' ist sie mir diese Nacht im Traum vorgekommen," sagte Luise. „Ich wollte auch zu ihr geh'n, und ihr sagen, daß ich Luise heiße,

und nach ihr, aber ich konnte ihr nicht in's Antlitz seh'n. Das leuchtete allzuhell."

„Es war der Abglanz von Gottes Thron;" sagte die Mutter.

„Du sollst mir allemal vor dem Schlafengeh'n von ihr erzählen, liebe Wilhelmine," sprach Luise. „Vielleicht träume ich dann öfter von ihr, und vielleicht darf ich sie auch einmal anreden, wenn ich den Tag über recht gut gewesen bin."

„Bitte den Bruder," antwortete Wilhelmine, „daß er uns von ihr erzählt. Der hat sie oft geseh'n."

Friedrich trat zu dem Tische hin, und sagte: Ihr soll't mich nicht viel darum bitten dürfen, Kinder. Ich weiß nichts Höheres und Lieberes auf der Welt. Es war die Majestät und Milde auf's innigste in einander verschmolzen. Wenn das Kriegsvolk so an ihr vorüberzog, und die Augen freudiger funkelten, die Herzen höher schlugen, die Märsche jubelnder klangen, so wie es dem Fenster näher kam, oder dem Wagen, daraus die himmlische Gestalt hervorleuchtete, — ich habe nie die Ehre, den Glanz, die Freudigkeit meines Berufes inniger und wahrhafter

gefühlt. Oder wenn sie des Abends bisweilen unser Reiterlager herunter fuhr; — vor den Standarten warteten ihrer die Offiziere, die Trompeter bliesen: lustige, begeisternde Märsche und Tänze, wie es sich zum Gruße der labenden Erscheinung ziemte. Dann hielt sie, und sprach zu den Aeltesten von uns, und wußte immer einen Gegenstand des Gespräches, der auch die alterndsten Herzen noch erquickte, und immer fiel ein goldenes Wort ihrer Freundlichkeit mit darunter, davon sich der, den es galt, noch lange nachher belebt und heiter fühlte. Ich habe recht finstre, durch's Leben verstockte und verdorrte Geister wie in frischer Jugend aufleuchten seh'n nach solchem Gespräch. Und wir Andern standen im Kreise umher, unsre Herzen jubelten mit den hellen Klängen im Sonnenstrahle der Schönheit, und manch' ein Kriegsmann dachte: o gält' es doch, daß ich sterben könnte für Sie! — Ich wenigstens habe Sie nie geseh'n, daß mir nicht dieser Wunsch durch den Geist geschimmert hätte.— Ja, wenn es noch Wechseltode gäbe! — Ich weiß gewiß, ich sage es ohne alle Uebertreibung, zu Tausenden hätten sich Preußen gefunden, an der holden Fürstin Statt in's Grab zu geh'n. Aber

ach, die Möglichkeit eines so rühmlichen Heiles strahlt nur aus alten Sagen zu uns herab."

„Nicht herab, mein Sohn," sagte die Mutter, herauf. „Das waren Heiden, oder doch noch keine Christen. Wen unser Gott will, den will er in Liebe und Weisheit, und da gilt kein Tausch."

„Darum hat auch der Trauerwagen durch die stillen Straßen hereinrollen müssen!" seufzte Friedrich. „Durch die Straßen, wo sie noch vor Kurzem so freudig und erfreuend heimkehrte! O Gott! ich sehe das langsame, verhüllte Gespann immer im Geiste vor mir, und daß d'rinnen im hohen Sarge die huldvollste Frau dieser Erde liegt, gewiß noch immer lächelnd, lächelnd wie ein frommer, freundlicher, sorgender Engel." —

Er hatte seine linke Hand in den Trauerflor, der vor den Schwestern lag, verwickelt, der rechte verstümmelte Arm konnte die Thränen nicht schnell genug bergen, die ihm über das Antlitz plötzlich herabstürzten. Mutter und Töchter weinten laut auf bei diesem Anblick, auch er hielt sich nun nicht länger. Schluchzend sank er vor der Mutter nieder, und legte, wie als er

noch ein Kind war, sein Haupt in ihren Schooß. Die ehrwürdige Matrone beugte sich über ihn herab, die Schwestern knieten mit heißen, reichen Thränen neben ihm, ihn fest an sich drückend und umarmend. Es war einer der Augenblicke, wo die Menschen fast glauben, nun löse sie der Schmerz in seine bittere Fluthen mit süßem, ungenügsamen Jammer auf.

Da ging die Thür auf, und der Hausvater trat herein. Sie hatten in ihrem Weinen das Rollen seines Wagens überhört. Nun erhob sich Alles, und ging ihm entgegen, und rankte sich in Thränen um ihn, so daß man auch äußerlich sehen konnte, wie sehr er der Hort und Halt der ganzen Familie war. Die Mutter schmiegte sich zunächst an sein Herz, die Töchter lehnten sich an seine Schulter; Friedrich, der sich wieder gefaßt hatte, stand, und drückte mit der gesunden Linken des Vaters Rechte stark, aber Thränen rollten noch immer, — es schien, ihm unbewußt, — häufig über das männliche Gesicht.

Der Vater ließ sie erst alle sich ausweinen, indeß ihm selbst nur die hellen Thränen in den Augen standen, sein ganzes Antlitz aber still und ruhig lächelte. Wie nun eins nach dem andern

sich zu ihm empor richtete, sah es in den Schein seiner milden und ernsten Züge, und begann, seine Zähren zu trocknen. Endlich führten sie ihn, still geworden, an seinen Platz hinter dem großen, runden Arbeitstisch; Friedrich setzte sich ihm gegenüber, Mutter und Töchter, ihre Nähterei verlassend, ihm zu den Seiten, und wer den Vater nicht recht vor den Papieren sehen konnte, schob hier und da einen Ballen leise von sich weg.

Da fing der Hausvater an, und sprach: Kinder, ich habe den König geseh'n. Mir ist das Herz aufgegangen in Wehmuth, aber auch in Kraft. Er trägt sein bitterschweres Kreuz, wie ein Christ, er hält die Zügel seiner Regierung wie ein Mann. Als er die holde Leiche empfing, und vor ihr die Treppen hinauf ging, war er still und gesetzt, wie es immer seine ernste, deutsche Art ist, aber große Thränen rollten ihm sacht aus den Augen. Er hört Jeden, den er zu hören hat, er treibt jedes Geschäft mit Eifer und Liebe, nichts in dem Gange des allgemeinen Lebens stockt. Und, Kinder, so mußte es auch seyn. Eben, weil sein Verhältniß zu uns von jeher etwas Erzväterliches hatte, weil

seine Haushaltung von jeher Muster aller Haushaltungen des Landes war, weil wir Alle nicht nur die Königin, den Glanz und die weise Beratherin des Staates, nein, weil wir Alle zugleich auch die liebe Hausmutter verloren haben, — weil fast alle Augen seiner Unterthanen mit ihm weinen, und er das weiß und fühlt, — eben deswegen gibt ihm auch Gott verdoppelte Stärke, sein Leid so zu tragen, daß er uns Allen durch die That zeigt, wie es getragen werden muß. Er hält es uns vor durch seinen heiligen Schmerz, und wir sollen streben, es allesammt zu zeigen, daß wir fromme, deutsche Leute sind, die an Gott und Christum glauben, wie auch unsre liebe Herrin daran fest glaubte, und, mit dem Namen Gottes und des Erlösers im Munde, starb. Wir sollen es zeigen, liebe Kinder, daß wir nicht nur an ein zukünftiges, besseres Leben glauben, sondern daß wir auch wissen und inbrünstig fühlen, wie das rechte Leben schon in uns ist, und sich schon hier zur höchsten Seligkeit zu entfalten beginnt. Wo wir gut sind, da sind wir bei Gott, und da ist unsre liebe Königin auch, und so ist denn unser Leben, diesseits und jenseits, ein Ganzes, kein Stückwerk, für den,

der es nur darnach anzusehen versteht. Wie uns die himmlische Frau immer auf alles Gute hinwies durch ihren Vortritt, so thut sie es auch jetzt noch, nur um eine Stufe höher, aber auf derselben Treppe. Wir wollen nicht laß werden, ihr nachzuschreiten, Kinder, und es wird alles gut werden mit Gott."

Die Thränen waren getrocknet in dem kleinen Kreise, oder flossen ganz mild; auch Luise kam nicht mehr mit ihrer Klage wieder, daß sie die Königin nie geseh'n. Man konnte nun den Abend still und gelassen mit Anhörung dessen verbringen, was der Hausvater von den letzten Stunden der Seligen, von unserm lieben König und seinen Kindern und Geschwistern, und von Allem zu erzählen hatte, was unserm Schmerze so theuer ist. So trauerten nun auch sie hinfürder, wie es ihnen das große Beispiel angezeigt hatte, und wie es gewiß unsre mehrsten Landsleute thun: fromm, ergeben und innerlich, aber eben deshalb tief und für alle Zeit.

3.
Eine Sterbe-Scene.

Die nachfolgenden Worte sind mit möglichster Treue aus der Erinnerung aufgeschrieben. Sie haben dem Einsender das ganze Herz bewegt, und auf Herzen rechnend, die dem seinigen ähnlich schlagen, gibt er sie weiter, wie er sie empfing, jeden poetischen Schmuck verwerfend, als unwürdig der ernsten Poesie, die sich in der christlichen Einfalt dieser kleinen Begebenheit offenbart. Ich habe die Erlaubniß zur öffentlichen Mittheilung nicht erst von dem Erzähler einholen können: aber sein fromm-getreuer Sinn bürgt mir dafür, daß er mit Freuden Ja gesagt hätte zu dem Versuche, die männliche Rührung einer religiösen Todesfeier in mehreren Geistern zu erwecken.

„Ich ward vor einigen Jahren, erzählte mir ein alter ehrwürdiger, ächt evangelischer Prediger aus einer preußischen Stadt, spät Abends zu einem alten Husaren-Wachtmeister gerufen, der von mir Trost auf dem Todesbette und Darreichung des heiligen Abendmahls begehrte. Es waren Feldprediger im Orte anwesend, und ich wandte ein, daß ich zwar von Herzen bereit-

willig sey, dem Kranken zu dienen, aber seinen ihm verordneten Geistlichen nicht wohl vorgreifen könne. Er habe aber, hieß es, ein ganz besonderes Vertrauen zu mir, seitdem er mich einigemal predigen gehört; und so machte ich mich denn zu dem mir ganz unbekannten Manne auf den Weg. Im späten Abenddunkel schritt ich durch die Kornfelder der Vorstadt hin, und fragte einen mir begegnenden Chirurgus, ob er vielleicht von dem Wachtmeister komme, zu dem man mich so eben gerufen habe." — „Ja wohl," war die Antwort. „Der Mann wird Morgen wieder besser seyn; es ist ihm ein Geschwür im Leibe aufgegangen, und hat die Krisis glücklich entschieden." — Ich ging dann meines Weges weiter, und kam in dem kleinen Hause an, trat in die lichtleere Stube hinein, wo mir der Kranke aus einem großen Gardinen = Bette so entgegen röchelte, daß ich — mit Sterbelagern vertraut — die Nähe der Auflösung verspürte, auch der Hausfrau, indem sie mir Licht besorgte, frei heraussagte, daß hier nur wenig zu hoffen sey. Das Licht kam, und zeigte mir die Züge des langen, ehrwürdigen Mannes im Vorglanze der baldigen Verklärung. — „Seyn Sie mir

willkommen," sagte er im tiefen Baß, und drückte meine Hand. — „Herr Wachtmeister," sagte ich, „wie alt sind Sie?" — „Sechs und siebenzig Jahre." — „Wie lange dienen Sie?" — Er nannte eine mir entfallene Zahl von Jahren. — „Da haben Sie ja den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht?" — „Ja wohl." — „Und sind in manchem bedeutenden Gefechte gewesen." — „Versteht sich.„ — „Hat Sie auch wohl Friedrich selbst einmal angeführt?" — „Ja, Herr Prediger." — „Fürchteten Sie sich da, wenn es hieß: Marsch:" — „Nein, Herr Prediger." — „Nun, Herr Wachtmeister, jetzt ruft Sie ein größerer Herr. Fürchten Sie sich?" — „Nein, Gottlob! Herr Prediger, ich fürchte mich nicht." — Ich nahm eines Knaben wahr, der, mit dem Kopf an den Ofen gelehnt, weinte. — „Was weinst du, Kind?" fragte ich. — „Um meinen Großvater, der sterben will; mein Vater hat uns verlassen, und Großvater hat immer so treulich für uns gesorgt." — „Mein Sohn: Vater und Mutter haben mich verlassen, aber Gott hat sich meiner erbarmt. Weißest du den Spruch?" — Ich erklärte es ihm weiter, und bat den Sterbenden, er möge ihm noch

einige heilsame Worte sagen: Fürchte Gott, und verlasse ihn nimmer, so wird auch Er Dich nicht verlassen.“ — „Segnen Sie ihn, bat ich, Herr Wachtmeister;“ und hieß den Knaben niederknieen. Der alte Mann legte ihm beide Hände auf das Haupt, und ich sprach den Segen. Etwa vier, fünf junge Husaren traten in die Stube. Es mochten wohl sonst wilde Bursche seyn: aber hier an ihres alten Waffenmeisters Todesbette weinten sie bitterlich. Er gab ihnen allen die Hand, seinen Spruch wiederholend: Fürchtet Gott und verlasset ihn nimmer, so wird auch Er euch nicht verlassen. Ihr seht — setzte er hinzu — daß er mich sogar in meiner Todesstunde nicht verläßt.“ — Dann reichte ich ihm das heilige Abendmahl; er empfing es mit herzinniger Rührung, und betete kräftig. Das Röcheln nahm zu; während ich über ihn betete, schlief er ruhig ein. Ich übergab ihn den jüngern Kriegsleuten zur Bestattung.

Wer so stirbt, der stirbt wohl!

4.

Ueber Schwärmerei.

Ein großer Theil unsrer Zeitgenossen ist vor nichts in der geistigen Welt so bange, als vor Schwärmerei, und wenn man den Gegenstand aus dem rechten Gesichtspunkte ins Auge faßt, mit vollem Recht. Schwärmen ist schon in der bürgerlich-sittigen Existenz etwas Unwürdiges, Auflösendes, und also wahrhaft Abscheuliches, Schwärmen mit dem Geiste ist um so viel abscheulicher, als Seele höher steht, wie Leib. Was ist denn das vielbeklagte, viel gescholtene Verderbniß unserer Tage anders, als Schwärmerei: Umhergaukeln mit Sinnen, Worten und Gedanken, nirgend daheim seyn, als im unruhigen, ungeregelten Schwarme, sich niederlassen, wo es so ungefähr aussieht oder duftet, wie Blumen oder würzige Kräuter, und wieder aufgeweht werden von dem ersten besten Windstoße, — das ist das innere Weh, welches uns verzehrt. und gegen welches auch die Bessern unter uns so gar viel in sich selbst, — leider oft sieglos! — zu kämpfen haben.

Gewöhnlich aber braucht man Schwärmerei

in einem ganz andern, ja meist gerade entgegengesetzten Sinne. Festhalten an der Idee, — sie über das Sichtbare, mit Händen zu Fassende, stellen, glauben, weil wir den Bürgen des Glaubens in unserm eigenen Herzen finden, — Gott lieben und Christum — das heißt heut' zu Tage Schwärmerei. Es hat es schon Jemand mit tiefen Schmerzen vernommen, daß von sonst wack'ren, unbescholtenen Menschen, wenn man ihnen das Lesen der Bibel empfahl, gemeint ward, das führe ja gerade zur Schwärmerei.— Wohin auch das Nichtlesen der Bibel führe und geführt habe, wollen wir hier nicht weiter berühren. Aber nur das laßt uns fragen: kann Schwärmerei heißen, was dem Leben eine unbedingte, feste, über Freud' und Leid hinauswirkende Richtung gibt, den Menschen zum Kampf gegen seinen innern Widersacher weckt und stählt, und folgerecht Früchte trägt, welche zu erreichen die sogenannte Aufklärung doch auch nach ihrer Weise ringt und strebt? — Nennt es doch lieber Irrthum, ihr anders meinenden Brüder, wenn es euch so vorkömmt und ihr es über Euer Herz bringen könnt, aber begeht nicht die grund- und bodenlose Schwärmerei, es Schwärmerei zu heißen.

5.

Der Gang nach dem Kirchhofe.

Es war gegen Wintersanfang, und wie es die Sitte in vielen niederdeutschen Dörfern zu seyn pflegt, begannen die Mädchen sich des Abends zum Spinnen zu versammeln, die Reihe herum bald an dem, bald an jenem Orte. Diesesmal war die Zusammenkunft bei der Tochter des Schulmeisters, welcher sich selbst in dem plaudernden Kreise eingefunden hatte, in der guten Meinung, mancherlei, was ihm mit vieler Mühe deutlich geworden, und als Wahrheit eingegangen war, hier unter der Jugend wieder weiter zu geben und auszubreiten. Er war aber sehr unzufrieden mit seinen Hörerinnen, denn statt sich als solche zu beweisen, behaupteten sie sich als Sprecherinnen, und noch dazu als Erzählerinnen von Gespenstergeschichten, welchen die aufgeklärten Zweifel und Gegengründe des Schulmeisters mit so schlechtem Erfolge entgegen arbeiteten, daß aus einer beschlossenen Geistersage immer zwei bis drei neue hervorwucherten. Es war aber auch Alles recht anlockend zu dieser wunderlich anmuthigen Unterhaltung. Ein spär-

liches Feuer im Kamine streute wankende Lichter bald über den Fußboden, bald über die Decke des Zimmers, bald über die Gesichter der Mädchen hin; von dem großen runden Tische in der Mitte flammte ein bleiches Lämpchen auf, und zitterte bisweilen in sich selbst zusammen, als ahne es unheimliche Nähe, während draußen der Wind in zwei hohen Tannenbäumen auf- und niederrauschte, und oftmals die starken Aeste knarrend über das nied're Dach hinbeugte. Im Uebrigen lag die tiefste Nacht vor den Fenstern, aber man wußte wohl, wie furchtbar nahe die Kirche stand, mit ihren langen, hohläugigen Mauerfenstern, der Gottesacker mit seinen moosigen Grabsteinen und schwarzen Kreuzen.

„Ich bitte Euch um Gotteswillen, hört auf mit Eurem Gerede," sagte ein wunderschönes, aber jetzt ganz furchtbleiches Mädchen, die sich in eine Ecke des Zimmers, am weitesten von Thür und Fenster ab, hingedrängt hatte. „Bedenkt doch, daß ich auf dem Heimwege dicht an dem Kirchhofsthore vorbei muß." Aber die Lust an den grausigen Geschichten wuchs nur noch mehr, theils durch die Neckerei, welche man so zugleich gegen das arme, mit seiner Gespensterfurcht verrufene Lehnchen ausüben konnte, theils auch durch

das Wachsen des heimlichen Lebens, das fast nie ermangelt, sich von einem Gespensterbangen über seine Gefährten auszubreiten, und das bei allen seinen Schauern einen wunderbaren Reitz mit sich führt. Ja, auch der Schulmeister schlug sich plötzlich auf die Seite der Erzählerinnen, und nahm gegen das schöne Lehnchen Partei, indem er behauptete, man müsse dergleichen thörichte Schwächen nicht verschonen, sondern sie eben durch Verhöhnung und Nichtachtung bekämpfen; sey es nun, daß er wirklich von ganzem Herzen dieser Meinung war, oder, daß die Hoffnung, so doch einigermaßen zu Worte zu kommen, an diesem Uebertritt Schuld hatte. Während der Zeit waren noch einige junge Bauersleute in's Zimmer getreten, einige als Verwandte, andere als Verlobte dazu berechtigt, und stimmten bald in die allgemeine Weise ein. Der Schulmeister gedachte Lehnchen recht kräftig aufzurichten, indem er ihr zu Gemüthe führte, was für einen tapfern Husaren sie zum Bräutigam habe, der nächstens, seiner ruhmvollen Wunden halber verabschiedet, aus dem Kriege kommen müsse, und was der dann denken solle, wenn er einen solchen Hasen von Braut, — Häsin verbesserte er sich selbst — vor-

finde. Aber das arme Kind hörte und sahe schon nicht mehr vor Angst. Bunte Flammen und entsetzliche Gesichter darin tanzten vor ihren geschloßnen Augen, die furchtbaren Töne der Erzählenden tanzten wie Eulengeschrei und Alraunengewimmer in ihr Ohr.

Da flog plötzlich die Thür auf, und Martin, der junge Schulzensohn, stürzte mit verzerrtem Antlitz herein. „Huhu!" schrie er, „es sitzt ein Gespenst auf dem Kirchhofe! Ein ganz entsetzliches Gespenst!" — Alle in der Stube schracken heftig zusammen, die Mädchen schrieen, und Lehnchen lag in halber Ohnmacht auf ihren Sessel zurückgelehnt. So wie man sich nun zu besinnen anfing, fuhr man von allen Seiten scheltend auf Martin ein. Die sich noch vor Kurzem am eifrigsten bemüht hatten, Lehnchen zu ängstigen, sprachen nun am heftigsten davon, wie Unrecht es sey, aus bloßem Muthwillen seinen Nebenmenschen zu erschrecken, und während der Schulmeister aus einem Wandschränkchen ein Fläschlein zur Stärkung für sich hervor holte, sagte er, seiner vorigen Reden uneingedenk: „durch solche Narrentheidungen und dumme Späße kommen eben einzig dem Volk allerlei Gedanken in den Kopf. Der

König sollte ein Gesetz geben, bei Lebensstrafe, daß von Gespenstern nicht mehr die Rede seyn dürfte." — Er wollte in seinen Vorschlägen zur Abschaffung der Geisterwelt fortfahren, aber man sah bald, daß der arme Martin nicht gescherzt hatte, sondern ihm wirklich von ungeheurem Entsetzen alle Glieder bebten. Während ihm nun der Schulmeister mitleidig Hülfe aus dem Fläschlein angedeihen ließ, schrieen die andern jungen Männer lachend: Hasenherz! Memme! und einige von Ihnen sprangen jubelnd hinaus, um den Spuk auf dem Kirchhofe näher in Augenschein zu nehmen.

Sie kamen jedoch bald mit ganz andern Angesichtern zurück. Bleich und verzerrt wie Martin, starrten sie in das Zimmer, und brachten nur abgebrochene Worte heraus, von denen man vorzüglich vernahm: „hoch und weiß! und blutig und starr! und auf den Gräbern hat es seinen Sitz!" — Da ward der Schulmeister sehr böse. Er suchte den noch zurückgebliebenen Jünglingen Muth zu machen, daß sie hingingen und ihre Gefährten beschämten. Weil sie aber wenig Lust bezeugten, ermannte er sich endlich selbst, rief sie auf, mit ihm zu kommen, und machte dabei eine

Laterne zurecht, sprechend: „man muß dem Mond- und Sternenlichte kein Wort mehr glauben. Ein aufgeklärter Mann hat seine Laterne beständig zur Hand. Und damit schritt er nebst seiner Laterne hinaus.

Waren aber die früheren Untersucher schnell zurückgekommen, so kamen die jetzigen noch schneller heim. Der Schulmeister sagte kein Wort mehr, entweder weil er sich schämte, oder weil er vor Zittern nicht sprechen konnte, und die Uebrigen wurden vollkommen eins darüber, daß ein langes, weißes Gespenst, mit Blut besprengt, auf dem Kirchhofe sitze, und zwar auf der Stätte, wo Lehnchens Vater begraben liege.

„Wo mein Vater begraben liegt?" fragte Lehnchen, und trat sehr ernst vor den Schulmeister hin. „Ja, ja," erwiederte dieser zitternd; ich kann es nicht läugnen, und es ist auch zum Läugnen überhaupt jetzt keine Zeit. Gott gebe, daß es für Euern seligen Vater nichts Uebles zu bedeuten hat." — „Ja, das gebe Gott!" wiederholte die übrige Gesellschaft, begann aber zugleich allerhand Zweifel wider den Seligen laut werden zu lassen, so unbescholten und angesehen

er auch während seiner ganzen Lebenszeit gewesen war.

Da ging Lehnchen gelassen nach der Laterne, welche der Schulmeister noch auf dem Tisch hatte stehen lassen, schneutzte sie mit besonnener Vorsicht, und schritt damit zur Thür hinaus. Den Nachrufenden: wo sie doch hin wolle? entgegnete sie: „auf meines Vaters Grab. Wo das Gewissen ruft, da soll der Mensch nicht zagen."

Und verschwunden war sie in die finstere Nacht hinaus, und mit stummen Entsetzen starrten sich Alle in der Stube an. — „Sie ist verrückt geworden vor Schrecken!" sagten Einige; die Mehrsten aber sagten gar nichts, und horchten nur auf den schweren Perpendikelschlag der Kirchenuhr, und ob Lehnchen noch immer nicht wieder hereintrete.

Lehnchen zögerte lange, und ihr Verweilen bannte Jedermann in die Spinnstube fest, denn die Mehrsten hatten an dem verrufenen Kirchhofe vorbei zu gehen, und je länger Lehnchen ausblieb, je schwereres Blei hängte sich an die Hacken der Mädchen sowohl als der jungen Männer.

Endlich trat die Erwartete wieder herein, und freudestrahlend wie eine Morgenwolke im Mai, denn an ihrem Arme kam ihr Bräutigam, der

oben erwähnte tapfre Husar. Ob das nun wieder ein Spuk sey, ob nicht, wußte die eingeschüchterte Versammlung nicht zu unterscheiden, bis der Husar das Wort nahm, erzählend, wie er es nicht habe erwarten können, sobald als möglich heim zu kommen, und deshalb bis fast in die Nacht gewandert sey, wie er im Vorübergeh'n am Kirchhofe von einer solchen Mattigkeit befallen worden sey, daß er sich habe ausruhen müssen, und er das Grab von Lehnchens Vater, die Stätte ihrer gemeinschaftlichen früheren Gebete, dazu ausermählt habe. „Dort," fuhr er fort, „ging meine Wunde wieder auf, und blutig und halb ohnmächtig, wie ich war, jagte Euch mein weißer Husarenmantel Alle in die Flucht. Wäre mein liebes Bräutchen nicht gekommen, und hätte das Blut gestillt und mich erweckt, ich wäre erfroren in der kalten Nacht." Damit drückte er Lehnchen dankbar an seine Brust, und alle Anwesende überschütteten das freudige Paar mit ihren Glückwünschen. Sehr weise aussehend, fragte der Schulmeister: „nicht wahr Lehnchen, nun fürchtest du doch hinfort nimmermehr ein Gespenst?" — „Warum denn nicht?" antwortete die Braut. „Ich fürchte die Gespenster nach wie vor, aber wenn ich auf

Gotteswegen bin, fürchte ich nichts, es habe Namen wie es will." — „Auch keine Krankheit, keine Donnerschläge, Kanonen?" fragte der Schulmeister. — „Auch die nicht," entgegnete Lehnchen mit freudiger Zuversicht. — „Es ist nicht zu glauben," rief der Schulmeister aus, „wie tief die Vorurtheile in den Menschen hineingewurzelt sind!"

6.

Kriegsregel.

Ein alter ausgedienter Kriegsknecht sagte zu seinem Sohne: Höre Fritz, du bist nun auch ein Reiter geworden, wie ich war, und übermorgen marschirt die Schwadron gegen den Feind. Da will ich Dir was sagen. Wenn wir sonst einhauen sollten, pflegte unser Rittmeister zu sprechen: „haut die Hunde zusammen, daß sie die Schwerenoth kriegen!“ — Der Herr Wachtmeister rief auch wohl: „D'rauf! In's Teufels Namen!“ — Ich habe mir aber nie was sonderliches dabei denken können. Meine Manier war die, daß ich den Pallasch recht fest faßte, und ganz stille, aber recht inbrünstig zu mir sagte: „nun mit Gott.“ — Ich wollte, du thätest das auch; es haut sich ganz prächtig darnach.

7.

Der Klingentausch.

Eine Anekdote aus dem siebenjährigen Kriege.

Am Morgen der Schlacht von Hochkirchen, während das Donnern des Geschützes und des kleinen Gewehrfeuers bereits die preußischen Krieger unter die Waffen gerufen hatte, hielt ein Kürassierregiment, kampffertig und kampflustig vor der Front seines Lagers, ohne daß der brave Kommandeur desselben in dem dichten Nebel, zwischen dem verwirrten Geschieß und Geschrei von allen Seiten her, wahrnehmen mochte, wohin er seine tapfern Reiter führen solle und führen könne. — „Wenigstens müssen wir wissen, wen wir vor uns haben;" sagte er, und befehligte einen jungen Lieutenant, vorzusprengen, und zu erkunden, ob Feinde dorten ständen, und welche. Der jagt alsbald kriegsfreudig in den Nebel hinein, aber weiß Gott, wie es kommt, dem sonst so gewandten Reiter geht diesmal sein Pferd durch, vermuthlich in der Eile des Ausrückens

schlecht gezäumt, und so seiner Gewalt entnommen. Er glaubt sich verloren auf seiner dunkeln windschnellen Fahrt, ganz allein, auf ungezügeltem Roß dem Feinde entgegen.

Da war eben, wohl in gleicher Absicht, von gegenüber stehenden ungarischen Grenadieren ein Offizier weit vor sein Bataillon hinausgegangen, und wie ihm nun plötzlich aus dem Nebel der preußische Kürassier entgegen sprengt, im gestreckten Lauf, den blanken Pallasch in der Faust, kann er nicht anders denken, als es sey mindestens ein Zug hinter ihm d'rein. Er sieht sich also übermannt, bietet dem Reiter sein Säbelgefäß hin, und ruft: „Pardon, Kamerad!" Davor stutzt das unbändige Thier, der Preuße nimmt den Säbel, und reicht dagegen dem Ungar seinen Pallasch hin, sprechend: „Herr Kamerad, nehmen Sie den. Sie sind mein Gefangener, aber ich Ihrer auch. —" Und so wirft er sein wieder gesammeltes Pferd herum, jagt zum Regimente zurück, und spricht, seinem Kommandeur den ungarischen Säbel zeigend: „die sind vor uns, Herr Oberst!"

Unverzüglich ging es d'rauf, und mit so rühmlichem Erfolg, daß vielleicht, wäre hier

Unterstützung gewesen, der Tag von Hochkirchen unter die Zahl der preußischen Siegstage gehörte. Dasselbe Kürassierregiment hat nachher in den Rheinfeldzügen und auch im jüngstvergangenen Kriege seine alte Tapferkeit bewährt. Es trug zuletzt den Namen von Quitzow.

8.

Gespräch zweier Preußischen Edelleute über den Adel.

Ueber die Zeit und den Standpunkt des nachfolgenden Aufsatzes.

Nach den schweren, das Leben in jeder ächten deutschen Brust beinah zerpressenden Jahren 1806, 7 und 8 schien gegen das Ende des letztern die erste Morgendämmerung für uns Preußen wieder anbrechen zu wollen. Die fremden Schaaren, die so lange und herbe auf unser Vaterland zwischen Elbe und Oder gedrückt hatten, machten sich zum Abmarsch fertig; wir sahen der Rückkehr preußischer Truppen und preußischer Regierung, in weiterer Hoffnung winkender Ferne der Rückkehr uns'res geliebten Königs entgegen. Indem nun bei vielen Gemüthern die Frage in Anregung kam: „wie aber wird's dann seyn in der ungewohnten Beengung von aussen? In der Unsicherheit von dortenher über jeden Augenblick uns'rer wiederaufblühenden Existenz?" entstand

bei mir nachfolgender Aufsatz mit seiner Vorerinnerung. Der Geist eines geliebten und verehrten Todten*) sah mir dabei wie über die Schulter, und ich wagte es, ihn als Reinwart mit mir redend aufzuführen. Dadurch erweckte ich freilich alle Schmerzen meines preußischen Gemüthes nur in noch tieferer Wehmuth, aber von einer milden Rührung umflossen, die mich vor jeder Bitterkeit und Härte — eine Gewalt, die der theure Abgeschied'ne auch im Leben oft über mich ausgeübt hatte — heilsam bewahrte. — Als nun das kleine Gespräch an's Licht treten wollte, erzeigte die

*) Des edlen Grafen Friedrich von Schmettau, königl. preußischen Hauptmannes außer Diensten. Gott hatte den ergrauten Helden aus einer damals so leidenvollen Welt im Anfang des Jahres 1807 abgerufen. Es ist von ihm ein sehr wichtiges Werk für die richtige Anschauung der gefahrumdrohtesten und glänzendsten Zeit in des großen Friedrichs Regierung erschienen, mit lehrreichen Rückblicken auf die frühern österreichischen Türkenkriege: das Leben des Generallieutenants Grafen von Schmettau, seines Vaters. Die furchtbaren Ereignisse der damals nächsten Tage unterdrückten fast dieß Buch, obgleich es von einigen wackern Kritikern die gehörige Würdigung empfing. Sey es deshalb vergönnt, hier daran zu erinnern. Es ist in Berlin in der Himburgschen Buchhandlung erschienen.

damalige französische Censur in Berlin ihm ganz unerwartet die Ehre, das Imprimatur zu verweigern. Der Fall war damals nicht eben gewöhnlich, und erfreute mich mit der befestigten Ueberzeugung, den rechten Fleck — möge auch die Verweigerung nur instinctartig losgebrochen seyn — gut getroffen zu haben. Späterhin kam eine Bewilligung nach, aber der wack're Verleger — mein Freund Hitzig — schlug mir vor, keinen Gebrauch davon zu machen, sondern den Abmarsch der Franzosen und das Verschwinden der Censur nun vollends abzuwarten. Es geschah, und das Werklein ward mit dem Datum jenes Abzuges geschmückt.

Während der spätern großen Ereignisse freute ich mich oft, manches, was in den paar Blättern als Hoffnung und Ahnung geblitzt hatte, in die klare Wirklichkeit treten zu seh'n. Und dieser großen Bestätigung wegen ließ ich auch von dem früher gehegten Gedanken einer Umarbeitung ab, die mir anfangs um so nöthiger erschien, als das noch viel zu wenig gekannte und geehrte Werk: Restauration der Staatswissenschaft von Carl Ludwig von Haller mir manch' ein neues Licht auch über diesen Gegenstand ange-

zündet hatte. Aber nicht allein sollte mein Werklein seinen ahnenden Anflug ungestört behaupten, sondern auch den Charakter seiner Zeit und der damaligen Bildungsstufe des Einzelnen, der es schrieb. Vielleicht wage ich mit seitdem mannichfach gereifter Erfahrung und geläuterter, obgleich in der Hauptsache, worauf es hier ankommt, ganz unverändert geblieb'ner Ansicht bald einen neuen und umfangenderen Schwung in die hier betretene Sphäre.

Geschrieben am 29. Mai, 1818.

Vorerinnerung.

Es ist vielleicht, zu Vermeidung alles Mißverstehens nicht überflüssig, hier zum Eingange gleich zu bemerken, was späterhin freilich in dem Gespräche selbst vorkömmt, daß nämlich diese Blätter einen ausgearbeiteten Entwurf weder geben, noch geben sollen. Es sind Wünsche aus treuen Gemüthern entsprossen, Winke, denen ein Mann von hellerer Einsicht in das Staatsgebäude vielleicht hin und her einige Aufmerksamkeit schenken mag, überhaupt, einzelne

Stimmen über eine allgemein wichtige Volksangelegenheit. Ob dieses Gespräch wirklich und eben so gehalten worden, als er hier steht, kann wohl dem Leser ziemlich gleich gelten. Das Wichtigere dabei, daß nämlich die darin geäußerte Sinnesart mehrern preußischen Edelleuten, und vorzüglich zweien davon durchaus und ganz eigenthümlich angehöre, verbürgt der Herausgeber.

Berlin, 6. Decbr. 1808.

Reinwart und Pilgram, zwei preußische Edelleute, waren einander seit langer Zeit durch die heiligsten Bande des Vertrauens und der Zuneigung verbunden, ja für Pilgram fand dieses liebevolle Verhältniß Statt, seitdem er seiner selbst inne geworden war, denn Reinwart hatte seine frühste Erziehung übernommen, und ihn sich in ununterbrochener Mittheilung zum dankbaren Freunde heraufgebildet. Beide hatten die Waffen getragen: Reinwart in dem glorwürdigen siebenjährigen Kriege, Pilgram nur in den Feldzügen der preußischen Heere am Rhein, beide hatten dem Kriegsdienste entsagt, ohne jedoch der glühendsten Anhänglichkeit dafür zu entsa-

gen, im Herzen immer noch Kameraden und Kriegsleute wie sonst. Welchen Eindruck das jüngste Unglück des Staates und der Armee auf zwei Männer solcher Gesinnung machen mußte, verschweige ich. Es sind der nachblutenden Narben genug in jedem deutschen Herzen zurückgeblieben, die eines Landsmannes Hand nicht aufreissen soll, um so minder, da ohne fernere Andeutung diese Empfindung von Allen ermessen werden kann, welche sie zu ermessen würdig sind. — Nur das bemerke ich, daß beide Freunde beim Einbruch der feindlichen Heere durch ihre Verhältnisse von einander getrennt wurden, und sich erst nach geschloß'nem Frieden wieder zusammen fanden.

Dieses geschah in den Gärten von Sanssouci, wo Reinwart gern und oft verweilte, sich an die eig'ne kräftige Jugend, unter Friedrich des Großen Herrschaft verlebt, erinnernd, und wo er auch seinen Freund und Zögling Pilgram, schon von dessen Kindheit an, durch bedeutende Gespräche und Erzählungen gewöhnt hatte, in dem Rauschen der hohen, herrlichen Bäume die Gegenwart der Helden des siebenjährigen Krieges zu ahnen.

Die beiden Freunde begrüßten einander mit Wehmuth und Freude; wie einem Jeden von ihnen das Gewitter vorübergezogen sey, war bald durchgesprochen, um so schneller, da ihre Herzen keineswegs an zeitlichem Reichthum hingen. Länger verweilten sie bei dem Andenken der Freunde und ehemaligen Waffengefährten, die sie an dem Tage von Auerstädt und in andern Gefechten verloren hatten. Das ruhmwürdige Ende eines Jeden davon ward erzählt, und mit kriegerischer Rührung gefeiert. Auf diese Weise näherte sich das Gespräch den politischen Begebenheiten, und deren Resultaten selbst, als eine Wendung des Laubganges, durch den sie hingingen, sie plötzlich auf den großen freien Rasenplatz hinausführte, und das Schloß Sanssouci auf seinen hohen Terrassen vor ihre Augen stellte. Pilgram blickte mit einem schweren Seufzer hinauf, und das Gespräch ging folgendergestalt weiter.

Reinwart.

Du darfst eben nicht so wehmüthig nach dem Schlosse hinseh'n. Als der große Friedrich es baute, erging es uns freilich besser, aber es kommt ja nicht so wohl darauf an, wie reich,

und wie Viele wir sind, als vielmehr Welche wir sind, und bei wem steht das, als bei uns selber? Zudem sollte uns der Anblick dieses Schlosses eher aufrichten als niederschlagen, indem es ja noch immer der Wohnsitz eines Hohenzollern bleibt, uns'res guten frommen Königs, und wir nach wie vor seine Kinder sind?

Pilgram.

Wann wird der Vater kommen?

Reinwart.

Ich weiß nicht. Aber wir wollen uns darüber freuen, daß er doch überhaupt kommen wird, und uns im Uebrigen so betragen, daß er sich bei der Heimkehr auch über uns freuen kann.

Pilgram.

Du bist von lange her daran gewöhnt, daß ich unter allen schweren Dingen das Warten am allerschwersten ertrage, und hast wohl Nachsicht mit meiner Ungeduld. Ich lasse sie ja auch nicht vor den Leuten in unmännliche Klagen und nutzlose Wünsche ausbrechen; dir jedoch blieb nie etwas in meinem Gemüthe verborgen, und ich darf es dir wohl gesteh'n: mit Anstrengung aller Kräfte trag' ich's kaum.

Reinwart.

Glaubst du, es werde mir leicht?

Pilgram.

Ach, nein, ich weiß das wohl, und kenne dein Gefühl wie deinen frommen Muth.

Reinwart.

Diese Prüfungszeit ist uns Allen gut. Unter die vielen unerkannten Wohlthaten des Himmels gehörte für uns auch der Segen, einen liebevollen Herrn in uns'rer Mitte zu seh'n, den Enkel verehrter Väter, deren gegen uns wohlthätiger Schirm, dem Volk gegen sie Freimuth und Gehorsam seit Jahrhunderten zur Gewohnheit geworden war. Wir meinten eben, es müsse so seyn; nun ist uns uns're freundliche Sonne untergegangen und ihr Wiederaufsteigen wird uns mit unendlicher Liebe und Freudigkeit erfüllen.

Pilgram.

Wenn nur nicht die Nacht derweile so häßliches Ungeziefer ausbrütete!

Reinwart.

Nur wenig doch immer; die Masse zeigt sich treu und gut. Und das wenige Schlechte gibt sich auf diese Art in seiner ganzen Häßlichkeit zu

erkennen, und sondert sich für immer von dem Guten ab.

Pilgram.

Ja, ja, du bist einer guten, treufleißigen Biene zu vergleichen. Auch die Disteln tragen für dich des süßen Honig's viel.

Reinwart.

Dafür hat sie ja auch der Schöpfer wachsen lassen, daß sich Jegliches auf seine Art daran freue.

Pilgram.

Jegliches auf seine Art! Freilich wohl. Es freuen sich Viele anders d'ran als du.

Reinwart.

Du selbst betrachtest sie in diesem Augenblicke nicht auf die rechte Weise. Zwing' dich aus deiner unzufried'nen Traurigkeit herauf. Glaube mir nur: die Freudigkeit ist der Seelengüte, ja auch der Tauglichkeit des ganzen Menschen näher verwandt, als die Meisten denken.

Pilgram.

Ach, ich fühle das wohl oft in mir selbst, und der klare Spiegel deines Innern wirft mir meine eignen trüben Wellen noch abstechender zurück. Aber es liegt denn doch auch nicht ganz allein

an meinem selbsterzeugten Feinde; die äußern tragen ihr Theil recht vollwichtig mit bei. Betrachte selbst die Bessern, die Getreuen des Volk's; — hat nicht des Staates Unglück einen recht feindseligen, tiefgreifenden Krieg des Geistes unter ihnen erweckt? Fühlt sich nicht der Bürgerstand gewissermaßen über das drückende Uebel getröstet, wenn er nur die Hauptschuld auf uns Edelleute, nein auf den Adel selbst, hinwälzen kann? Zupft nicht und rupft nicht ein jeder Scribler an den ehrenvollen, mit Blut der Väter erkauften Zeichen uns'rer Wappen? Und seh'n nicht selbst die edlern Bürger oft wohlgefällig zu? — Das sind mir keine Vorzeichen einer schöner'n Zukunft.

Reinwart.

Warum nicht? — Die Unzufriedenheit war da, sie gährte im Stillen, gut, daß sie ausgesprochen wird. Von ungezog'nen Angriffen der Schmähschreiber und Schreier wendet sich der wack're Mann verachtend weg. Wer das Höchste, Beste nicht kennt, kann auch keine Pfeile darnach hinsenden, und treibt in seinem trüben Nebel ein burleskes Schützenspiel. Wo aber ein freigesinnter, edler Bürger auftritt, und den Adel

bekämpfen will, da tritt ihm frohmüthig, aufrichtig, zornlos entgegen, und die Wahrheit wird aus euerm ehrlichen Streiten herausgeh'n. Hat er Unrecht, — gut, du gewinnst ihn dir zweifelsohne, — hat er Recht, — auch gut, so legst du von dir, was ihn ärgert, und dir nicht gebührt.

Pilgram.

Versteht sich. Ein rechter Mann will nur was ihm gehört, und ihm darf nur gehören, wodurch das Heil des Ganzen gefördert wird. — Das Heil des Ganzen, sage ich; nicht etwa eine augenblickliche Bequemlichkeit, Ergötzlichkeit, Befriedigung — nein, das wahre, inn're Heil der Gesellschaft, als dessen Abbild das äuß're dann von selber heraustritt.

Reinwart.

Es gibt Leute, die dich um einer solchen Aeußerung willen als einen Idealisten, Schwärmer, Poeten, —

Pilgram.

Lustig, wie sie die Worte zusammenrühren!

Reinwart.

Die dich als einen Solchen von aller ernsthaften Berathschlagung wegweisen würden, wenn

dir's nicht dein guter Wille vielleicht erwürbe, als ein taugliches Lastthier befunden zu werden.

Pilgram.

Mir Recht; sofern nur ihr Hausbau des Steine-Zuschleppens werth ist, scheint mir kein Dienst gering.

Reinwart.

Darüber sind wir einig.

Pilgram.

Ich denke, auch über den Werth des Adels.

Reinwart.

Insofern es das Wesentliche desselben gilt, muß ihn wohl Jeder anerkennen, der sich selbst versteht. Man ist doch nun einmal eben dieser und kein and'rer Mensch, und wenn jemand sagt: Ich, — der Ich, der dies eben spricht — hätte eben so gut in Novazembla, als in Deutschland geboren werden können, — so liegt in einer solchen Rede durchaus kein Sinn. Wir sind, die wir sind, als Söhne uns'res Vaterlandes, als Kinder uns'rer Väter. Was wir aus uns machen wollen, steht freilich, dem höchsten Sinne nach, in uns'rem Willen, aber aus uns'rer Selbstheit können wir doch nicht heraus, und am wenigsten, wo es auf Tauglichkeit für die äußern Geschäfte

kommt. Zudem sind uns're Väter meist auch uns're Erzieher, bewußt und unbewußt, wobei die letzte Art und Weise oftmals am entscheidendsten wirkt. Es gibt auch wohl Niemanden, der sich nicht eines trefflichen Vaters freuen, eines unwürdigen schämen würde, und so in aufsteigender Linie fort, so weit seine Nachrichten reichen. So ist ja auch wohl kein Bürger, Handwerker, Kaufherr, oder auch kein Bauer, der nicht bei Annahme eines Gehülfen oder Dienstboten gern nach dessen Sippschaft fragt, und wenn diese brav ist, den Neuling desto freudiger und zutraulicher empfängt.

Pilgram.

Du erinnerst mich an das, was der treffliche Stilling über seine Ahnen sagt, oder sich vielmehr von seinem Großvater sagen läßt.

Reinwart.

Nimm nun noch dazu, daß von einem Kriegerstamm die Rede ist, seit langen Jahren her zum Schutze des Landes bestellt, durch begünstigende Muse in den Stand gesetzt, die edle Kunst der Waffen zu üben und zu ergründen, in die Gesinnungen der Ehre und des freudigen Muthes von Jugend an durch Gespräch, Erzählung, An-

schau'n eingeweiht, so wird es dir freilich unbegreiflich vorkommen, wie man dessen Befugniß, die Heerschaaren zu führen, so entschieden angreifen kann. Aber freilich muß es auch immerfort ein Kriegerstamm seyn und bleiben.

Pilgram.

Ganz Recht. Wir verlangen eben von den Rittern, daß sie ritterlich seyn sollen.

Reinwart.

Waren wir's?

Pilgram.

Meistens doch. Der größte Theil von uns dient in der Armee, oder hatte doch darin gedient, und die Grundsätze der Ehre flammten fast ohne Ausnahme in allen Herzen.

Reinwart.

Ich meine nicht das allein. Ich frage vielmehr, ob wir einen ritterlichen Stand als Stand ausmachten, ob es nothwendige Bedingung eines Edelmann's als Solcher war, die Waffen zu lieben und zu versteh'n, wobei er denn übrigens noch seyn mochte, was er wollte und konnte, und was ihm wie jedem andern Staatsbürger zu Gute kam. Waren wir vor allen andern Dingen zum Dank für uns're Vorrechte ein krie-

gerischer, stets schlachtfertiger, schlachtverständiger Phalanx?

Pilgram.

Frage für Frage: konnten wir's seyn?

Reinwart.

Das würde wenig erörtern, und auf's höchste eine halbe Entschuldigung zu Wege bringen. Erkennen wir aber die Tauglichkeit und Würde uns'res Standes in dem erwähnten Verhältnisse, so laß uns lieber fragen: können wir so etwas künftighin seyn?

Pilgram.

Die Erkenntniß nebst dem guten Willen möchte wohl etwas spät kommen. Es ist so Vieles von uns'rer alten Ritterlichkeit dahin. Was soll, um nur Eines zu erwähnen, was soll eine Ritterschaft ohne Burgen, ohne diese festen Punkte, welche die ganze Verbündung auch in ihrer Zerstreuung zusammen halten, als ein Ganzes, und das Land zumal zu einem großen Feldlager voller befestigten Posten machen? Man hat sie uns gebrochen, oder wir haben sie selbst verfallen lassen. Und denkst du an's Wiederaufbauen?

Reinwart.

Keineswegs. Ich würde auch nicht einmal dazu rathen.

Pilgram.

Mich dünkt doch, eben die Kriegsbegebenheiten des letzten Jahrzehnds hätten uns gezeigt, von welcher Wichtigkeit es sey, viele befestigte Orte zu haben, vor denen die Ueberschwemmung zahlreicher Feinde sich breche, und unsern zurückgeworf'nen Heeren Zeit lasse, sich zu erhohlen und zu sammeln.

Reinwart.

Freilich; aber hältst du Ritterburgen für dergleichen feste Orte? Ungerechnet ihre oftmals durch Anhöhen beherrschte Lage, waren sie überhaupt nur fest gegen die Angriffswaffen der Ritterzeit, nicht gegen unser heutiges Geschütz, und können dies auch nicht werden, wofern Bau und Erhaltung die Kräfte eines Privatmannes nicht übersteigen sollen.

Pilgram.

Sie würden wohl erliegen, aber sie hielten doch auf, wenn hinter den Wällen einer jeglichen tapf're Krieger ständen, zu siegen und zu sterben gleich bereit.

Reinwart.

Solche Krieger sähe ich ungern in die vielen kleinen Vesten zersplittert, wo ihr Fall am Ende immer unvermeidlich bliebe. Lieber hätte ich sie in ein wack'res Heer versammelt, das regsam und gelenkig zu einem entscheidenden Schlage bereit stände.

Pilgram.

Du hast Recht, und ich gebe die Burgen auf. Aber wie ordnest du dein Heer, und welche Stelle behauptet der Adel darin?

Reinwart.

Die er in seiner herrlichsten Zeit in den vaterländischen Heeren behauptete: die Stelle des Lenkers der übrigen Streitkräfte, ihres Erhalters und Versorgers, des Wachenden für And're, des immer rastlosen Vertheidigers seiner Gränzen.

Pilgram.

Es versteht sich ohne weit're Frage, daß du die Errichtung einer immer sich übenden, durch Beitritt Aller zahlreichen und geehrten Landwehr dabei voraussetzest. Wird diese zu Stande kommen?

Reinwart.

Laß uns darüber nicht grübeln. Ob sie dem

Staate möglich, erwünscht', nothwendig sey — wir können auf uns'rem Standpunkte nicht darüber entscheiden; auf alle Fälle liegt es weit über die Gränzen unsers Gespräches hinaus. Laß uns wenigstens vor der Hand annehmen, es sey also.

Pilgram.

Gut. Ein jeder Staatsbürger ohne Ausnahme ist also verpflichtet, sich zu bestimmten Zeiten in den Waffen zu üben, und nach Verhältniß der Jahre oder des schon in der Landwehr geleisteten Dienstes auf den Wink des Staates zur Gränzvertheidigung aufzubrechen. Nichts kann entschuldigen und lossprechen, als Krankheit oder Unvermögen. Auch denen, die schon sonst in Staatsdiensten sind, bleibt die Bürgerpflicht der Landesvertheidigung, diese nothwendige, ursprüngliche, gleich jeder and'ren Bürgerpflicht unerlassen. Es versteht sich, daß sie dieser Schuldigkeit so genügen, daß ihre and'ren Staatsgeschäfte darunter nicht leiden, wie auch, daß man ihre Hülfe nur im äußersten Nothfall anruft — aber Kriegsmann in der Landwehr wird jeder Preuße, der kein Geistlicher ist, und bleibt seine bestimmten Jahre hindurch dem Aufruf unterworfen.

Reinwart.

Du forderst ein wenig viel, und würdest mannichfachen Widerspruch antreffen, wenn ich gleich von Herzen wünschte, daß es ginge, wie du gesagt hast. Aber nimm Deinen Entwurf in dieser oder auch nur in einer beschränktern Ausführung an, so ist dem Adel immer ein Feld geöffnet, sich als ein ritterlicher Stand zu erhalten und es hinführo durch und durch zu seyn. Vor allen Dingen bliebe der Edelmann sein ganzes Leben hindurch thätiger Kriegsmann, jedesmal zum Aufbruch bereit, wenn and're Staatsbürger nur eine bestimmte Anzahl von Jahren lang zu den Waffen verpflichtet wären. Diese Schuldigkeit vererbt er allen seinen Nachkommen, wie er ihnen seine Vorrechte vererbt. Wer sich davon ausschließen will und irgend früher aus der Landwehr tritt, als ihn die allgemeine Stimme wegen gänzlichen Unvermögens daraus zurück weist, begibt sich freiwillig in eine andere Classe, und entsagt solchergestalt den Rechten und Auszeichnungen des Adels von selbst. Eine andere Strafe darauf zu setzen, wär' unbillig. Wer nun eben für das ritterliche Leben keinen Sinn hat, hört billig auf, ein Ritter zu seyn, und

kann auf and're Weise auch da seyn, nur daß er von seinem Vermögen dieselben Lasten zahle, als jeder andere Bürger, der nicht zu dem kriegerischen Stande ausschließend gehört, und daß er Schild und Helm und and're ritterliche Symbole nicht durch ein sinnleeres Herumschleppen entweihe. Für seine Kinder hingegen bliebe der Weg offen, sich wieder zum Ritterstande aufzuschwingen, indem sie des Adels Verpflichtung wieder übernehmen, und sich als taugliche, geübte Kriegsleute beweisen.

Pilgram.

Es würden viele darüber schelten und meinen: wo das Anseh'n erblich gewesen sey, müsse es auch die Schmach werden.

Reinwart.

Sie hätten Unrecht, denn es gibt der Ausnahmen in jeder Familie, und Kinder gleichen den Groß- und Urvätern oftmals weit mehr, als ihren Vätern selbst. Zudem erwerben sie ihren Stand nicht sowohl durch die gute Meinung zurück, welche man wegen ihrer Ahnen von ihnen hegt, sondern vielmehr, indem sie, die Verpflichtungen des Adels freiwillig eingehend, und als geschickte Krieger auftretend, sich

als Leute darstellen, welche um ihres eigenen Gemüthes und Treibens willen zu den Rittern gehören. Der nämliche Gang stände auch jedem andern Staatsbürger offen. Mit dem Erbieten für sich und seine Nachkommen zu lebenswierigem Kriegesdienst und nach bewiesener Tauglichkeit dazu, träte er in den Ritterstand, und der Staat müßte keine Befugniß haben, ihm die feierliche Aufnahme darin verweigern zu können, sobald er sich darum meldete. Will ein edelstolzer Bürger bei den obigen Bedingungen dennoch Bürger bleiben, wohl, so ehrt er seinen Stand, und wenn ihm die Mehrzahl desselben nachfolgt, wird es mit dem Adel bald zu Ende seyn; denn wo sich die größere Menge der Nation ritterlich beweist, fallen die abgesonderten Ritter weg und ihre sonst einzeln leuchtende Gluth verschwimmt in der allgemeinen herrlichen Flamme. Möge der Adel auf diese glorwürdige Weise recht bald verschwinden, oder vielmehr allgemein werden!

Pilgram.

Amen! — Aber bis dahin füge deinen Anstalten noch die hinzu, daß kein Edelmann als solcher für mündig, und vorzüglich nicht eher zur Verwaltung adelicher Güter geschickt erklärt wer-

den könne, bis er vor verständigen Richtern seine kriegerische Tauglichkeit bewiesen habe, in Führung der Waffen unmittelbar sowohl, als auch vorzüglich in den Kenntnissen, welche einem Manne, der And're zu Kriegern bilden und sie dem Feinde entgegen führen soll, unentbehrlich sind.

Reinwart.

Das ist Recht.

Pilgram.

Du lässest doch auch den adelichen Gutsbesitzer seine Bauern selbst in den Waffen üben?

Reinwart.

Versteht sich, und zwar ohne alle Ausnahme wenigstens Sonntäglich einmal. Sind die Güter zu weitläufig und von einander entfernt gelegen, so sende der Besitzer seine Söhne dahin, oder treffe mit andern Edelleuten ein Abkommen darüber. Vor Allem aber reise er selbst oftmals revidirend umher. Wer über viel gesetzt ist, hat billig auch der Arbeit viel.

Pilgram.

Du äußertest früher, dieser Entwurf sey auch dann ausführbar, wenn etwa die Vorsteher gewisser Staatsgeschäfte von der Landwehr aus-

genommen würden. Wie nun für die Edelleute in solchen Posten?

Reinwart.

Auch die zeichnen sich durch freiwilliges Tragen und Ueben der Waffen vor ihren Gefährten aus.

Pilgram.

So fern es ihre Geschäfte vergönnen, deren Gang alsdann nach dem friedlichen Leben der andern Mitarbeiter abgemessen ist.

Reinwart.

Ich glaube kaum, daß es einen Posten gibt, mit dem sich die Waffenübungen nicht vereinigen ließen, vorausgesetzt, daß man geneigt sey, einige Spatzierritte oder sonst Vergnügungen dafür aufzuopfern, und die Erholung des Geistes, das heilsame Regen des Körpers lieber dort als anderwärts zu suchen. Gäbe es aber wirklich Geschäfte, deren Ausübung die gehörige Uebung zum Kriege durchaus unmöglich machten, so folgte nur daraus, daß dergleichen Stellen nicht von rührigen und gesunden Edelleuten angenommen, geschweige denn gar nachgesucht werden dürften.

Pilgram.

Die adelichen Besitzer großer Güter würden ohnehin schon von der Bekleidung and'rer Staats-

würden zurückgehalten, als denen sie vorstehen könnten, ohne sich auf lange Zeit von ihren Gütern zu entfernen, so daß ihnen nur Landrathsposten und dergleichen übrig blieben.

Reinwart.

Der Bürgerstand würde darüber nicht unzufrieden seyn. Es gehörte ja schon seit langer Zeit unter seine Klagen: der Adel dränge sich allzusehr in die Civilverwaltung des Staates ein, und versperre Andern auch dorten die Wege zur Beförderung.

Pilgram.

Nach uns'rer Ansicht hätten sie nicht ohne Ursache geklagt.

Reinwart.

Es lag mindestens ein richtiges Gefühl zum Grunde: die Ansicht des Adelichen als gebornen Kriegers und Anführers zur Landesvertheidigung. Muthwillig aber, oder vielmehr engherzig wolle man Niemanden beschränken. Kann Einer aus unserm Stande noch darüber mehrere Staatsgeschäfte treiben, — gut und rühmlich für seinen Eifer und sein Talent; nur daß er auf keinen Fall sein ihm eigenst angewiesenes Thun dabei vernachlässige.

Pilgram.

Vollends wo es eintreten sollte, daß ein Edelmann um seines Standes willen schneller zu Civilposten befördert würde, als Andere. Im Kriegerstande ist das in der Ordnung. Von einem jungen Ritter wird alles zum Officier Erforderliche in höherm Grade erwartet und verlangt. Aber warum soll er scharfsinniger, gelehrter, treuer geglaubt werden, als jeder unbescholt'ne Staatsbürger sonst?

Reinwart.

Wer nicht recht hingehört hätte, würde uns vielleicht misversteh'n. Man möchte zum Theil glauben, wir wollten den Adel von wissenschaftlicher Bildung entfernen. Als ob die Waffen solche ausschließen!

Pilgram.

Viele rühmliche Fürsten haben seit Ursprung des Adels in allen Germanischen Landen das Gegentheil bewiesen. Eben als wir noch recht tapfer und getreu auf unsern Burgen hausten, waren die Minnesinger am willkommensten in unsern Sälen und viele altadeliche Namen prangen rühmlich in des Gesanges heiter'n Reihen.

Reinwart.

Und eben als unterrichtete Freunde der Wissenschaft und Kunst, als Gelehrte und Künstler selbst, wo es der Himmel vergönnt hat, würden wir stillwirkend Vorbilder und Leuchten des Landvolks, das uns immer unter sich sähe, dann freilich ist es eine nothwendige Folge erneuerten Ritterthumes, daß es den Adel fest an seine Landgüter bindet.

Pilgram.

Und wahrlich nicht die Unerfreulichste! Edelmann und Bauer, die jetzt so weit von einander absteh'n, oft so, daß sich Herrschaft und Unterthan kaum recht von Anseh'n kennen, treten dann nach und nach in das alte, reine, patriarchalische Verhältniß zurück, aus welchem das edle Lehenwesen hervorging, und nach dessen Verfall das Lehenwesen aufhörte, edel zu seyn. Wenn aber der Bauer seinen Edelmann, der Edelmann seinen König als Heerführer und Kampfgenossen kennt und liebt, und sich wieder die lebendige Kette solcher Gefühle in freudiger Wechselwirkung, von unten hinauf, von oben hinunter schlingt, — dann dürfen wir mit heiterm Stolz ringsumher

blicken, und nach einer Verfassung fragen, die der uns'rigen gleichkommt.

Reinwart.

Es blüht viel des Besten in uns aus dieser Erweckung des Ritterthums wieder neu herauf, und viel des Beengenden und Kleinlichen fällt von selbst dadurch zusammen.

Pilgram.

Unter andern wichtigern Dingen auch wohl eins, welches mir schon oft im Herzen weh gethan hat, weil es uns're bisherige Entziehung von persönlicher Landesvertheidigung gar zu grell ausspricht. Ich meine das Lehenpferdegeld, welches wir dem Staate dann wohl auf eine and're Weise entrichten würden; durch wirkliche Thatleistung nämlich, wie es die gute, alte Zeit bestimmt hatte.

Reinwart.

Nicht zu vergessen, auch durch die Besorgung sämmtlicher Waffen für sich und zum Theil für die ärmeren Unterthanen mit. Einen Säbel, eine gute Büchse, vielleicht ein oder zwei Pistolen im Gürtel, einen gleichförmigen Oberrock oder Mantel, ein Kasket, ein Säbelgehenk, — das müßte der adeliche Gutsbesitzer nach Maßgabe

seines Vermögens für Mehrere oder Wenigere seiner Unterthanen bereit und im Stand halten, wie auch nach denselben Verhältnissen für Pulver und Blei zu den Friedensübungen und in Kriegszeiten sorgen. Ich weiß wohl, daß dies Alles den Betrag des Lehenpferdegeldes beträchtlich übersteigen würde, aber uns're Wünsche gehen ja nicht dahin, bequemer und reichlicher zu leben, sondern vielmehr, dem König und unsern Mitbürgern zu seyn, was wir können und sollen.

Pilgram.

Für die nächste Zeit sehe ich hierbei noch eine Schwierigkeit, die aber freilich für die künftigen, schon kriegerisch erzog'nen Generationen des Adels von selbst wegfällt.

Reinwart.

Du meinst die Ungeübtheit mancher adelichen Gutsbesitzer in den Waffen.

Pilgram.

Allerdings.

Reinwart.

Und sagtest du nicht selbst vorhin, die mehrsten von uns hätten irgend einmal in der Armee gedient?

Pilgram.

Ich sah mehr auf den dadurch erzeugten Geist, als auf die soldatische Brauchbarkeit. Viele ehemalige Offiziere haben sich der Landwirthschaft so gänzlich ergeben, daß ihr sonstiger Stand ihnen nur noch wie ein dunkles, fernes Gebirge vor den Augen liegt, dessen allgemeine Umrisse und ganze Gestaltung sie zwar noch sehen, auch oftmals mit Liebe in ihrem Geiste hervor rufen, längst jedoch vergessen habend, wie es mit den Fußsteigen, Klippen und Schlüften darin beschaffen sey. And're haben zu kurze Zeit, und mit zu weniger kriegerischer Innigkeit gedient, um mehr als das Oberflächliche der militärischen Kunst begriffen zu haben.

Reinwart.

Also doch immer wenigstens das Taktische einigermaßen.

Pilgram.

Wenn das nur nicht bei einem leichten Fußvolk, wie es aus uns'rer Landwehr hervorgehn kann, ganz anders aussähe, als bei der Reiterei oder schweren Infanterie, wobei der größte Theil von Jenen gestanden hat.

Reinwart.

Die Elementarzüge bleiben immer dieselben, und man findet daher schon ein Fundament zum Fortbauen. Selbst bei denen, die gänzliche Fremdlinge in der Kriegskunst sind, gibt es doch meist einige körperliche Gewandtheit und einige wissenschaftliche Vorbereitung; es wird daher fast Jeglicher in nicht allzulanger Zeit dahin kommen, doch eine der untergeordneten Abtheilungen führen zu können. Und endlich arbeiten wir für die Nachkommen. Was bei den Vätern mangelhaft bleibt, wird bei den Söhnen gut, bei den Enkeln trefflich.

Pilgram.

Wer rechte Lust und Liebe zur Sache hat, braucht sich nur ein oder zwei Exerzirzeiten hindurch in einer leichten Infanterie-Garnison aufzuhalten, um mit gehöriger Anstrengung das nöthigste zu begreifen. Wer das nicht kann oder nicht will, empfinge seinen Unterricht durch einen der Offiziere, welche bei der Organisation uns'rer stehenden Armee noch nicht wieder angestellt sind, und den er die Lehrzeit hindurch als Einquartierten bei sich aufnähme. Dieser Offizier übte dann ihn und seine Bauern zugleich.

Reinwart.

Diese letztern aber sähe ich doch gern, wo und sobald es nur irgend möglich wäre, etwa unter der Aufsicht eines Offiziers, durch ihren Edelmann selbst exerzirt. Ein Offizier unmittelbar an ihrer Spitze, würde sie scheu machen, und in ihnen die Furcht erwecken, unter strenge Militär-Disciplin zu gerathen. Und hiervon dürfte durchaus keine Ahnung Statt finden. Wo irgend ein Edelmann sich dergleichen heraus nehmen sollte, müßte die Regierung auf's strengste und entschiedenste dazwischen treten. Es muß durchaus nichts anders seyn, als eine gemeinschaftliche Waffenübung, wo der Edelmann als der Kundigste und Gewandteste Unterricht gibt.

Pilgram.

O Geduld, heilige Geduld! Wie oft wird man dich dabei noch anrufen müssen!

Reinwart.

Es geht doch einmal nicht anders, wenn wir wirklich das Höchste bezwecken, und nicht nur die Leiber der Nation halb und halb soldatisch gewandt, sondern vielmehr ihren Geist kriegerisch machen wollen.

Pilgram.

Heit're und wohlwollende Gutsbesitzer würden bisweilen die Uebungstage mit Festen bezeichnen und das müßte auch sein vieles Gutes mitwirken, vorzüglich für die beabsichtigte Annäherung und Liebe zwischen Herrschaft und Unterthanen.

Reinwart.

Nimm dazu noch die größern Uebungstage, die zu bestimmten Zeiten für ganze Kreise, etwa von den Landräthen, verordnet und gehalten würden. Hier lernten die Gemeinden einander kennen und mit einander wetteifern, hier sähen sie ihren Adel auf eine würdige, in der That imposante Weise versammelt, und die erlernten Fertigkeiten würden im Großen angewandt und erweitert.

Pilgram.

Du hast mir das Herz aufgeschlossen mit deinen Aussichten, und schickst mich ganz ermuthigt von dir.

Reinwart.

Vergiß nur nicht, daß es bloße Aussichten sind, Aussichten eines Privatmannes, der, unbekannt mit den äußern, und auch mit vielen innern Verhältnissen des Staates, nichts anders vermag,

als zu wünschen, und sich bereit zur Mitausführung alles Guten zu halten.

Pilgram.

Und wenn es nun keine Landwehr gibt, wie dann?

Reinwart.

Das werden die Vorsteher des Landes wissen.

Pilgram.

Es kann auch gar wohl eine Landwehr geben, die dem Adel keine ausgezeichneten Pflichten zutheilt. Wie in jenem oder diesem Falle mit uns Edelleuten?

Reinwart.

Wir behalten alsdann vermuthlich uns're Namen und Titel, die denn nach und nach verfallen, wie Alles, was keinen wahrhaften innern Gehalt mit sich führt. Es müßte denn seyn, daß der Adel insgesammt oder wenigstens ein bedeutender Theil desselben sich durch freiwillige, unbedingte Anerbietung zu größern Verpflichtungen seine Existenz als waffenliebender und mit Auszeichnung waffentragender Stand sicherte. Geschieht dergleichen nicht in Masse, so bleibt dem Einzelnen nichts übrig, als würdevolle, geräuschlose Ergebung in die Zeit.

Pilgram.

O über den edlen, dorrenden Stamm!

Reinwart.

Dorrt er wirklich, so ist auch seine Zeit um, und wer bisher in seinem Schatten gewohnt hat, suche sich ein and'res Dach, oder baue es sich vielmehr selbst, ohne unmännlichen Klagen nachzuhängen. Es tritt alsdann die Ausführung des Wortes ein, welches du vorhin sprachst: ein rechter Mann soll nur verlangen, was ihm gehört, und ihm darf nur gehören, was eben dadurch dem Ganzen heilsam wird.

Pilgram.

Es ist nicht, weil ich eben ein Adelicher bin, daß mich der Fall dieses edlen Baumes in der Seele schmerzen würde, sondern weil es ein so wahrhaft edler, obgleich viel verkannter Baum ist. Muß es seyn, so sollst du mich meinem Antheile gewiß männlich und still entsagen seh'n, und ich denke, du kennst mich für solche Fälle. Wirken aber laß uns für das Leben der herrlichen Erscheinung, so lange sich noch eigenthümliches Leben darin offenbart, und laß uns hoffen, der treffliche Spruch Friedrich Schlegels werde noch einst für uns Alle gelten.

Reinwart.

Sage mir ihn.

Pilgram.

Er ist wie aus deinem Herzen geschrieben, und ich sähe ihn gern an allen adelichen Häusern unverwüstlich in Stein gehauen:

Mit dem Schwerte sey dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frei im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust,
Das Geschwätz der Städte soll er flieh'n,
Ohne Noth von seinem Heerd nicht zieh'n,
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht,
Das ist Adels alte Sitt' und Recht.

9.

Andeutungen.

(Zum Theil 1814. geschrieben).

Zu Anfang unsers Jahrhunderts hielt irgend ein verweichlichender Lehrer die muthigen Knaben, welche er zu erziehen hatte, mit allerhand kläglichen Reden zurück von Roß und Gewehr, und sagte dabei öfters: „das gehört nur für Jäger und Soldaten, und Ihr seyd Gottlob keines von Beiden.“ — Aber es kam das große Jahr 1813. herauf, und sie wurden es Gottlob alles Beides.

„Gebt unserm Gott die Ehre!“ Das ist der Wahlspruch uns'res jetzigen freien Siegerlebens. Aber wenn ich die Leute oft so gar naseweis über uns're Feldherren und Staatslenker hinfahren höre, möchte ich doch sagen: „Gebt unserm Gott die Ehre, und laßt Euerm Nebenmenschen die seinige.

Einige französische Schriftsteller gefallen sich darin, unter den Uebeln, welche Bonapartes Eroberungsschwindel veranlaßt hat, vorzüglich das herauszuheben: „man führe die Kriege nun nicht mehr mit bloßen Soldaten, sondern mit ganzen Nationen.“ — Eben das ist's, Ihr Herren, weil uns seine Unheiligkeit zu heiligen Kriegen gezwungen hat! Da soll Keiner, der fürderhin Mann heißen will, im Amphitheater sitzen bleiben, und hinabkritteln nach der Arena, nach einem Gladiatorenspiel, welches zu seiner sichern Bank nicht heraufschwellen könne. — „Mit hinein, wo der Kühnsten Wange bleich wird!“ sang Vater Klopstock, und so hieß es auch jetzt, und wird, geliebt es Gott! fürder so heißen bei jedem ächten Kriege. Daß jeglicher wehrhafte Mann nun auch ein Wehrmann seines Landes ist, das ist das schönste Reis, aus den Lavaströmen, die uns're friedlichen Felder überschwemmten, erwachsen. Der rohe Kyklops, vor dessen Konvulsionen der Berg zitterte und Feuer spie, wußte freilich nichts davon. Aber uns, Ihr Männer und lieben Brüder, laßt des edlen Reises pflegen mit deutscher Besonnenheit und deutscher Kraft, laßt es uns aufziehen zum Baum, unter

dem nach Jahrhunderten noch die Ur-Urenkel Schutz finden, und sich fröhliche Siegeskränze pflücken von seinen Zweigen.

Ich habe viel verständige, ja auch einige der höchsten Menschen unserer Zeit sagen hören: man freue sich nicht genug über das Heil, welches Gott der begnadigten Menschheit bescheert. Man freut sich auch in der That nicht genug, weil man sich eben nicht genug freuen kann. So laßt uns denn uns freuen unser ganzes Leben lang, mit jeder Sonne, die scheidet, mit jeder Sonne, die kommt, freuen uns im letzten Augenblicke, wo wir selbst von der Erde scheiden, und sie unsern freien Kindern hinterlassen. Wir füllen freilich auch damit das Maß nicht, aber vor uns liegt ja die schrankenlose Ewigkeit, und solche Freuden, wie diese, nimmt man dort mit hinüber. Selige Danaiden, die den grundlosen Kelch der göttlichen Gnade nun und nimmer mit ihren Freudenthränen zu füllen vermögen!

Es pflegt mich wohl ein Unmuth anzuwandeln, wenn ich mitten in uns'rer großen Freudenzeit die gewöhnlichen Klagen über alltägliche Unge-

mächlichkeiten fort und fort vernehme. Aber dieser Unmuth ist nur eine Aehnlichkeit mit dem seligen Don Quixote, die ich schon als Kind an mir verspürte, indem ich in der That nie begreifen konnte, wie ein ächter Ritter Geld, Mantelsack, oder auch nur Taschen an sich habe tragen können. Nun habe ich mich späterhin als Dichter bestrebt, die allernatürlichste Realität des Ritterlebens kennen zu lernen und darzustellen, überzeugt, daß sie der Herrlichkeit desselben gar keinen Abbruch thue, vielmehr, falls man es nur recht anfange, eine sehr kräftige Basis dafür bilde. Laßt uns denn jene Alltäglichkeiten auch als die Taschen und Mantelsäcke des großen Jahrhunderts betrachten; und Ihr, lieben Mitbürger, klaget nur recht ernsthaft über tausend Kleinigkeiten los! Um so gewisser darf man sich freuen, daß es Euch an nichts Wesentlichem mehr fehlt, und daß Ihr Euch vor nichts in Wahrheit Fürchterlichem mehr zu fürchten braucht. — Herr Gott, Dich, loben wir! Amen!

Kannst du dich mit der Natur dieses oder jenes Menschen nicht gut vertragen, und will es auf gar keine Weise mit deiner Liebe für ihn

recht fort — und die fordert doch Gott so gewiß von dir, als er selbst die Liebe ist — so rufe dir es recht lebhaft herauf, daß die Andern alle eben so wohl sich selbst lieben, als du dich selbst liebst. Nämlich, es ist von der Selbstliebe die Rede, insofern sie einen Gegenstand in dir findet, der dich an Gott knüpft, einen Gegenstand, ohne den du gar nicht lieben könntest, ja, der ein so kostbarer Edelstein ist, daß blos um seinetwillen auch für dich der Erlöser starb. Der liegt nun eben so gut im fremdesten, dir widerwärtigsten Menschen, als in dir, und er muß sich eben deshalb, wenn auch nur in der dunkelsten, abgeirrtesten Ahnung, sehr lieben. Versuche dir das recht lebendig zu vergegenwärtigen, nicht nur im Geiste, sondern auch im Herzen; was gilt's, es wird mit dem Lieben schon besser gehen?

Die Klage über die Zeiten ist alt, so alt, als die Zeiten selbst, und eben darum gewiß begründet. Wie sollte denn auch ein edler, strebender Sinn nicht gegen das Ideal, welches er, bewußter oder unbewußter, in sich trägt, die Außenwelt in manchen strengen Augenblicken für tief zurückgeblieben erkennen? Hiemit soll keineswegs

gesagt werden, daß nun eben die Zeiten alle gleich seyen, und man mit einer Epoche derselben so zufrieden seyn müsse, als mit der andern; keineswegs erörtert, ob unsere Gegenwart eben zu den bessern oder den schlechtern Punkten gehöre, welche die Weltgeschichte durchlaufen hat, oder noch durchlaufen wird. Nur darauf lasset uns einen Blick werfen, wer das Recht zu klagen hat, und wer nicht. Ist die Unzufriedenheit rechter Art, so geht sie ohne Zweifel von der eig'nen Individualität aus; denn nichts genügt wohl dem rechten Manne weniger, als er sich selbst. So beschloß der edle Flemming ein herrliches Straf-Sonnet gegen die gesunkenen Deutschen mit den Worten:

Ich sag's auch mir zum Hohne.

Wer aus diesem Ton über die Zeiten klagt, der hat Recht zur Klage, und Beruf zum Bessermachen. Es braucht eben nicht allemal in deutlichen Worten von der Selbsterkenntniß die Rede zu seyn; aber der rechte Hörer kann sie herausfühlen, an der Demuth und an der Kraft, welche sich unausbleiblich in einer solchen würdigen Klage offenbart. Wo aber Jemand die Verderbniß der Zeiten schilt, und sich als Eximirten betrachtet,

wohlgefällig die Zitgenossen hinunter drückend, damit er allein desto herrlicher oben stehe: — o wehe dann, wehe dann über die Klage! Sie ist nichts als ein trauriger Beweis der gesunkensten Verderbtheit selbst.

Viel Großes und Schönes haben die Xenien und ihre Genossen in Schillers Almanach angeregt, viel Niedriges und Häßliches vernichtet. Zugleich auch ist nach dem Gewitterregen vieles Unkraut mit aufgeschossen, wie denn das in der Natur der Sache liegt. Aber mehreres und ernsteres Unheil hat wohl kein Tropfen daraus angerichtet, als folgende Worte:

Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel; gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, schöne mit dem, was sie sind.

Es ist so hübsch bequem, mit dem zu zahlen, was man ist; bekäme man auch einmal zum Thun einige Lust, man würde ja vor sich selbst dadurch in die Klasse der Gemeinen hinunter gesetzt. Dem politischen Adel sind ähnliche üble Resultate zur Last gelegt worden; was sind sie jedoch gegen

die, welche der mißverstandene sittliche mit sich geführt hat?

Ein Bild ganz eigenthümlicher Verkehrtheit bieten viele englische Romane dar, welche seit Richardson's Grandison — diesen inclusive — geschrieben und, was schlimmer ist, gelesen worden sind. In selbigen Romanen bewachen die Frauenzimmer jedes freundliche Wort, jeglichen milden Blick, und geben sich strenge Rechenschaft darüber, wie sie einem oder dem andern jungen Manne einen Knicks gemacht, oder nicht gemacht haben. Aber nichts destoweniger ist die Heldin des Ganzen eine bloße Sonnenblume, der Held eine Sonne, und das Aeugeln jener nach diesem macht eben das ganze Buch aus. Wir haben leider auch im Deutschen solche Exempel von Historien. Am Ende pflegt sich dann der Geliebte wirklich über die Liebende zu erbarmen, und sich höflich damit zu entschuldigen, intrikate Umstände hätten ihm dergleichen nicht früher erlaubt. Ihr alten, guten, ächt-deutschen Geschichten, wo der Rittersmann Jahrelang nach einem Blicke seiner Huldin ringt, Ihr mögt wohl bisweilen etwas seltsam herauskommen, und etwas cere-

moniös; aber seyd Ihr nicht reines Gold gegen diese auf den Kopf gestellten Bilder?

Wenn früherhin es wirklich einem Mädchen eingefallen seyn sollte, einen Roman um des Romanes willen mit ihrem ihr von Gott verliehenen theuern Leben zu spielen; so hatte sie doch dazu wenigstens erst einen Mann oder Jüngling nöthig, der sich um sie bewarb. Seit Richardson aber haben sie's bequemer. Sie brauchen sich nur in irgend einen Beliebigen zu verlieben, und sind alsbald um nichts uninteressanter, als Miß Biron, Evelina u. s. w. Wolle doch auch Niemand solche Zerrbilder durch Tasso's Erminia, die noch jüngsthin in West's Klorinde voll der höchsten Zartheit und Innigkeit heraufgezaubert worden ist, und durch ähnliche hohe Gestalten entschuldigen! Der Enthusiasmus, der ein jungfräuliches Gemüth für einen Helden oder Weisen oder Künstler in einem großen Momente entzündet, ist weit ein anderes Feuer, als das, welches unter der Theemaschine flackert, und irgend einen tugendhaften Elegant favorabel beleuchtet.

Tiefsinnig nennen wir den edlen Geist, dem nur die Grundanschauung des Lebens genügen kann.

Tiefsinnig auch nennen wir den unglücklichen Geist, der in den Fluthen trüber Schwermuth zu Grunde geht.

Und beides geschieht — nach den Gesetzen uns'rer, sonst fürwahr nicht doppelzüngigen Sprache — mit Recht.

Wie läßt sich wohl der himmelweite Unterschied darstellen in Aussprache und in Schrift? Ich meine: man schreibe und spreche im zweiten Sinne nach wie vor: tiefsinnig, im erstern: tief-sinnig.

Der Staat, in welchem Themistokles sagen durfte: „schlag', aber höre!" hatte allerdings das Recht, von seinen Bürgern zu begehren, sie sollten im unbedingten Vertrauen auf seinen Schutz unbewaffnet einhergeh'n. — Wie aber da, wo das Prinzip der Ehre und des Ritterthumes eine ganz and're, ich darf sagen: höhere Richtung gibt, und die Erhaltung ganz and'rer, höherer Güter, als Leben und Vermögen erheischt? —

10.

Sprachbemerkungen.

Ist es nicht merkwürdig, daß die Franzosen statt Darstellung: représentation, Vergegenwärtigung, sagen müssen? Natürlich nennen nun des Alterthums vergegenwärtigte Helden und Heldinnen einander Monsieur und Madame, trugen vor 50 Jahren Fischbeinröcke und Buffanten, und pflegen jetzt fortdauernd eine Art eleganter Schawltänze zu halten.

Dieselbe Sprache weiß einen Ueberwinder nicht anders zu nennen, als: „eitles Herz;" denn was ist ein vainqueur anders als ein coeur vain? — Nach den Ueberwundenen allzuscharf hinzuseh'n, wäre unanständig, in diesem Augenblick auch grausam. — Und das sollte die Sprache par excellence werden, wenn es nach dem Gefallen der Feinde ging! — Das hier angeführte besteht übrigens nicht aus einzelnen Grillen der Franzensprache. Sie wimmelt von ähnlichen Beispielen.

11.

Antwort auf einige gutgemeinte Bedenklichkeiten.

Man hat hin und her in öffentlichen Blättern die Besorgnisse ausgesprochen, ob nicht etwa ein langer Aufenthalt der preußischen und russischen Heere in Frankreich auf beide Völker durch Verweichlichung nachtheilig einwirken künne. Der Gegenstand ist zu wichtig, um sich dabei auf einige hingeworfene Phrasen, Seufzer und achselzuckende Wünsche zu beschränken. Wir alle, die wir es in fröhlicher Hoffnung gut mit der guten Sache meinen, hoffen, diejenigen, welche solche Bedenklichkeiten aussprechen, seyen gleichen Sinnes mit uns. Daher glauben wir, uns in keinem polemischen Verhältniß gegen sie zu befinden, vielmehr muß ihnen jede Stimme, welche ihre Aengstlichkeit zu mindern versucht, schon der Absicht wegen herzlich willkommen seyn. Also frisch und freundlich an das Werk.

Was die Verhältnisse des russischen Heeres in der angegebenen Hinsicht betrifft, kann ich mehr

im Glauben, als im Schauen beurtheilen; denn für bestimmte Aussprüche hierüber genügt es nicht, daß man verbündete Krieger auf Schlachtfeldern, Märschen und Beywachten kenne; man soll vielmehr in die eigenthümlichsten Verhältnisse der Schaaren eingedrungen und eingeweiht seyn, vor Allem aber wissen, wie sie in ihren friedlichen Standquartieren unter einander und mit dem Bürger leben, wie sie sich dorten in den Waffen üben, und wie Offizier und Soldat sich ergötzen. So viel ich aber auf die früher genannte Weise von der russischen Armee gesehen habe, kann ich nicht leicht an die Möglichkeit einer Verweichlichung glauben. Auch spricht die Erfahrung gegen solch' eine Besorgniß. Die Krieger, welche unter Suwarow das blühende Italien in allen seinen Genüssen als gebietende Sieger kennen lernten, haben seitdem nicht minder standhaft dem Tode getrotzt, und was vielmehr sagen will, nicht minder standhaft Kälte, Mangel, Erschöpfung, Wunden und Schlaflosigkeit ertragen.

Von dem preußischen Heere aber weiß ich genauen Bericht zu erstatten, wie folgt. Nur daß wir erst einander recht deutlich über das ver-

stehen, was man Verweichlichung im Ganzen oder im Einzelnen nennen kann.

Die Verweichlichung im Ganzen müßte, wie Alles, das den Namen eines Ganzen irgend mit Recht führen darf, vom Geiste ausgeh'n. Es wäre also hier vorzüglich von der Besorgniß die Rede, uns're preußischen Krieger könnten etwas von dem losen und flachen Treiben der französischen Raisonnements annehmen. Das müßte dann freilich das größte denkbare Unheil veranlassen, aber ich sehe auch nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit dazu. Schon deswegen ist nichts zu besorgen, weil jeglicher Rückschritt in dem Gebiete geistiger Kraft zu den absoluten Unmöglichkeiten gehört. Ueber die jetzige französische Weltweisheit sind wir vollkommen hinaus, und eben so auch über die Auf- oder besser Abklärung, die leider von daher auch bis in unser sonst so kerngesundes Volk herabgedrungen war. Kein preußischer Soldat wird sich die göttlichen Offenbarungen der letztern Heldenjahre fort demonstriren lassen, am wenigsten in einer Sprache, die er nicht versteht; kein preußischer Offizier wird sich einreden lassen, die französische Litteratur sey der Gipfel aller Herrlichkeit der Bildung.

Vielmehr müßte die Anschauung, die tägliche, unangenehmste, realste Anschauung des französischen Schmutzes und Koulissenpompes in allen Häusern, das Einathmen der französischen Langeweile in endlos wieder abgedroschenen Formen eine durchaus gründliche Heilung von dergleichen Ansteckungen bewirken. — Laßt uns doch nicht vergessen, daß wir eine Litteratur und gesellige Ausbildung in recht bestimmten Nationalzügen bereits besitzen, daß wir wirklich lesen und schreiben können, ohne es erst von den Franzen zu lernen, kurz, daß wir nicht die Römer des Mummius sind, noch weniger aber die neuen Gallier in irgend einem Betrachte Hellenen. — Und dies gilt nicht allein für die Masse; es geht auch recht scharf auf jeden Einzelnen hinein. Denn sollte wirklich ein allzujugendlicher oder allzuwankelmüthiger Sinn von einiger Franzenhaftigkeit angesteckt werden, so gibt es in keinem Heere der Welt ernstere und würdigere Gegenmittel dawider, als im preußischen. Bey uns nämlich weht ein Geist der Waffenbrüderschaft, der helfend, rathend, und nothfalls erziehend Niemanden aus dem Auge läßt, welcher einen und denselben Waffenrock mit uns trägt. Es

heißt recht eigentlich: wer nicht mit uns ist, der ist wider uns. Man muß thun und lassen, was sich für einen preußischen Kriegsmann geziemt, oder man muß aufhören, ein preußischer Kriegsmann zu seyn. Da gibt's kein Drittes. —

Die Verweichlichung im Ganzen also, denke ich, hat weder das preußische Heer, noch der einzelne Preuße — dafern er nur sonst als ächter Ehrenmann seinen Waffenbrüdern zugehörig bleibt — im mindesten zu fürchten. Je öfter ein kräftiger Jüngling eine geschmückte Buhldirne in der Nähe sieht, je weniger gelten ihm ihre Lockungen. So hörte man vordem oft von dem schönen Frankreich sprechen: aus der Entfernung herüber. Schon nach dem vorletzten Kriege wollten uns're Heimgekehrten von keinem schönen Frankreich mehr wissen.

Und nach diesem Allen — woher soll denn auch nur die Verweichlichung in Einzelnheiten kommen? Wir wollen uns eben so wenig überschätzen, als wir es leiden wollen, daß man uns unterschätzt. Sparter in unserer Lebensweise sind wir eben nicht; wir essen keine schwarze Suppe, es müßte denn seyn, daß sehr wohlschmeckende Essenzen mit darin vorkämen, oder daß wir gar

nichts anders hätten. (Ich meine hier vor der Hand uns, die wir zu den höhern Ständen gehören.) Was wir allenfalls noch von den französischen Köchen an haut gout noch lernen können, ist leider nicht sehr viel. Und ob denn nun ein preußischer Offizier künftig bei seinem Speisewirth in Berlin eine Zwiebel oder einen Pilz mehr oder weniger in die Brühe fordert, davon wird eben keine capuanische Weichlichkeit ausgeh'n. Vielmehr wird er nach den obigen Prämissen in's künftige wie in den Jahren dreyzehn, vierzehn und funfzehn, unter lustigen Soldatenspäßen, Kommißbrod essen und Kornbranntewein trinken, wenn König und Vaterland ihn in's freie Feld auf die nur vom Himmelsgewölk überdeckte Beywacht ruft.

Und so ist es mit allen Bedürfnissen des Daseyns für den reichen oder auch — was viel gewöhnlicher bei uns ist — nur wohlhabenden Preußen. Für den Aermern aber? — Ach, glaubt nur, wenn die Fleischtöpfe Egyptens uns're braven Soldaten irgend zu einem heftigen Begehren verleiten könnten, würden sich die Augen eher nach Pommern, Brandenburg, Westphalen, Halberstadt, u. s. w. richten, als nach

Frankreich. Hogarths Karicaturen gelten für die französische Bettelgroßthuerei und hung'rige Hochmüthigkeit noch bis auf den heutigen Tag.

Oder fürchtet ihr etwa circeische Bande für uns're Männer und Jünglinge? — Wo ihnen dergleichen gefährlich werden könnten, sie zu einer wirklichen Umwandlung in Bildung und Ansicht hinüberziehend nach der andern Seite, da steht gleich bei der ersten Bekanntschaft viel zu viel Abstoßendes in hergebrachter Sitte und Form von beiden Theilen im Wege. Es ist beinahe unmöglich, sich ein inniges Verhältniß zwischen einem Deutschen und einer modern denkenden und redenden Französin vorzustellen. Wo aber das Herz die fremden Bande bricht, wo vielleicht ein zartes, reines Wesen, in frommer Zurückhaltung von allen Gräueln des revolutionären Geistes oder vielmehr des Voltairianismus, still erzogen, dem deutschen Manne ihre Liebe und Treue zuwendet, wer wollte sich da nicht freuen, daß die ewige Wahrheit in der Menschenbrust sich wieder einmal gewaltiger erweist, als all' die trüben Verwirrungen des Streites und Krieges! Wer nicht Gottes Segen freudig herabflehen und zuversichtlich erhoffen, für solch' ein Paar, wo ohne

Zweifel — wie bei allem Aechten — Gottes Wort oben bleibt, also auch das Weib Haus und Vaterland verläßt, um ihrem Manne zu folgen.

Meines Erachtens bleibt nur noch eine einzige Bedenklichkeit zu erwägen, aber auch die wichtigste, ja vielleicht die einzige wirklich bedenkliche. Es gibt nämlich eine Art von Verweichlichung, die beinahe wie Verhärtung aussieht, und eben deshalb den tapfersten Krieger am leichtesten überwältigt. Das ist der Gebietertrotz des Siegers, worin er so leicht vergißt, daß er daheim nicht zu befehlen, sondern nur zu leisten, und dafür das Billige zurückfordern kann. Da wurde der böse Samen eingesäet, wodurch das stehende Heer auf's neue in den Irrthum verfallen könnte, es seye etwas and'res, vornehmeres, kurz, überhaupt waffenfähigeres, als unser gesammtes edles Volk. Wir würden die Verirrten zwar bald in der Heimath wieder eines Bessern überzeugen, eben weil wir, — ich darf es mit ernstfreudiger Gewißheit aussprechen — ein edles Volk sind. Aber schon die Briefe der Eltern, Mütter und Schwestern gnügen gegen diese Ansteckung, und noch mehr das Schreiben der Kriegsleute an all' ihre Lieben. Die stete Erinnerung

an den trauten heimathlichen Herd macht für dieses Zeitalter jede satellitische Ansteckung unmöglich. —

Glück auch denn unsern Waffenbrüdern in der Fremde! Mögen sie baldmöglichst heimkehren zu uns! Aber mögen sie sich auch nach Pflicht und Gewissen auspflegen und gütlich thun unter den Fruchtbäumen und Reben und Vorräthen des nach allen Rechten bezwungenen Feindes.

12.

Stimme eines Preußen an die Hanseatischen Städte.

Germanen — Wehrmannen — so haben wir von uralter Zeit her geheißen, und sehnten uns in den Tagen, oder vielmehr Nächten, einer politischen Entwaffnung, und theilweise ausschlieslichen Bewaffnung, bewußt und unbewußt nach der Wiederherstellung in unser altes Wehrmannenrecht. Denn war es etwas and'res, als diese Sehnsucht, woraus der ehemalige Zwiespalt zwischen Soldat und Bürger entsprang? Der Eine ward vor der Ahnung, einem jedem rechten Manne zieme, daß Schwert, hochmüthig, der Andere vor eben dieser Ahnung bitter. Gott hat nach seiner überschwenglichen Gnade dies störende Absondern durch ernste Züchtigung gebrochen. Wir sind allesammt Kriegsmänner, und die Soldaten machen nur eine Abtheilung des Volksheeres aus.

In allen deutschen Staaten ist derselbe heilsame Zustand eingetreten, nur daß er nicht in

allen unumwunden durch das Gesetz ausgesprochen ist. Dies geschah am deutlichsten bei uns Preußen, und auch darum lieben uns uns're deutschen Landsleute. Nur steigt in mancher recht wackern Brust die Besorgniß, in manchem recht hellen Geist die Frage auf:

„Wohin endlich mag dieser Weg ein solches kriegerisches Volk führen? Wenn Jedermann Soldat ist, wird da nicht vielleicht Eroberungslust die Seele der Nation? Und ist es denn nicht eben eine Soldatenherrschaft, die seit Buonapartes Emporkommen Frankreich und ganz Europa erniedrigt hat und beinahe zerdrückt?"

Ja, Ihr Männer und lieben Brüder, so ist es allerdings, und die abscheulichste aller Tyranneien ist die Prätorianer-Tyrannei. Aber zu einem Tyrannen gehört auch nothwendig, der sich tyrannisiren läßt. Der fehlt nun freilich in Frankreich niemals, und zwar aus dem Grunde, weil eben dort keine wirkliche Volksbewaffnung vorhanden ist. Ihr werdet mir die National-Garden einwenden. Aber eben so gut könnte ich die ehemalige Einrichtung der sogenannten Stadt-Soldaten für eine Volksbewaffnung ausgeben.

Der National-Gardist nämlich hält sich einzig und allein für den Dienst im Innern verpflichtet; und was heißt das anders, als einzig und allein für den Dienst der Polizei? Wenn er daher zum wirklichen Kriegsdienst berufen wird, so ist dieser Ruf in's Feld kein Marschbefehl an den Kriegsmann, sondern eine Aushebung des Bürgers für den Soldatenstand. Daher zu Anfang dieselben Jammergesichter, welche sonst die weichlichsten und blödesten Kantonpflichtigen bei uns schnitten, daher nach einigen Kriegsjahren — in neufranzösischen Raubjahren — dasselbe Ueberhinfahren gegen den unsoldatischen Landsmann, welches früherhin an uns preußischen Kriegsleuten oft nicht mit Unrecht gescholten ward. Jetzt aber heißt es in dieser Beziehung bei uns:

„All' Fehd' hat nun ein Ende!"

Schon im Beginn uns'rer aufblühenden Volksbewaffnung sahen wir, wie der Landwehrmann, sich bewußt, in jeglicher ächten und wesentlichen Waffentugend dem stehenden Heere gleich zu seyn, auch nicht die mindeste Stufe zwischen sich und jenem anerkennt, und das von Gottes und Rechtswegen. Wie klar und störungsfrey wird sich aber

dies Verhältniß erst künftig gestalten, wenn jedweder Landwehrmann durch die Schule des stehenden Heeres gegangen ist, jedweder Landsturmmann bis in sein vierzigstes Jahr in der Landwehr gedient hat? Wer soll denn da seines Gleichen drücken wollen? Wer sich von seines Gleichen drücken lassen? — Es wäre, als erhöbe sich der Jüngling über den Mann, der Mann über den Greis. Und wer im Innern keine Soldatenherrschaft kennt, wird auch nicht daran denken, sie über das Ausland zu erstrecken, denn sein Herd ist ihm lieb, und nur der Ruf einer heiligeren Pflicht vermag es, in ihm Freudigkeit zum Scheiden von der trauten Heimath zu entzünden. Ueberhaupt, liebe Landsleute, verwechselt doch ja nicht Kriegesfreudigkeit mit Kriegeslust. Von allen braven Preußen, die jetzt in's Feld rücken— Gottlob, ich kenne von Ihnen Viele! — weiß ich nicht Einen, weder im stehenden Heer, noch in den Landwehren, noch unter den Freywilligen, der nicht mit Lust sein tapferes Schwert in die Scheide würfe, wenn der Friede, der sich're, ehrenvolle Friede für das deutsche Vaterland in diesem Augenblicke verkündet würde. Wir kennen keine Lust am Kriege um des Krieges willen. Wie möchten

wir denn sonst auch unsern frommen König, wie unser fromme König uns verstehn!

Freut Euch denn also unbesorgt an dem Lichte preußischer Ritterlichkeit, das auch über Euer Leben manchen fröhlichen Schein geworfen hat. Es ist jetzt an der Zeit, daß Adel und Bürgerstand, ohne in einander zu verschwimmen, sich verstehen und lieben lernen; mit Monarchien und Freistaaten, indem sie in dem ähnlichen Verhältnisse stehen, ist es derselbe Fall. Vertraut denn unbedingt, Ihr freien Hanseaten, der Kraft und dem Geiste unseres Königsthums, und Ihr andern Nachbarn und Landsleute thut desgleichen. Nur Vulkane brechen verderblich aus; kräftige Herdesfeuer wärmen und leuchten, und sind in guter Hausväter Schutz und Huth.

13.

Auch ein Wort über die neueste Zeit.

Ein etwas überderber Soldatenausdruck bei unversehenem Lärmen heißt: der Teufel ist los. Nun ist es freilich keineswegs meine Art und Weise, mit jenem Namen zu spielen, auch würde ich niemals eine Operette unter dem Titel des erwähnten Spruches verfertigen, — welches sich jedoch Deutschland von, ich weiß nicht mehr, welchem Dichter, im vorigen Jahrhundert gefallen ließ, — aber was geschehen ist, darf man auch sagen. Wenn nämlich der furchtbare Geist der Höllen jemals einen Menschen zu seinem Anwald auf Erden hat brauchen dürfen, so geschah es in unsern Tagen, und den hatten wir in Bande gelegt, nur in allzu milde Bande, und er ist wieder los. Zu berechnen, wie man es hätte anfangen können, daß er nicht los gekommen wäre, ist ein nichtsnütziges, also auch folgerecht ein schädliches Simuliren. Nehmen wir überhaupt das Geschehene mit Kraft und Ruhe, als Gottes Willen an. Wohin wir nicht mehr wirken können, da sollen wir auch nicht grübeln;

vielmehr gebührt es uns're Kraft, sich unzersplittert auf die uns angewiesene Laufbahn zu richten, und die heißt Zukunft.

Vor Allem, theure Landsleute, laßt uns mit heiterm Antlitze hineintreten, und mit frischem Herzen. Ihr glaubt es nicht, wie sehr es mit zu einem tüchtigen Kriegsmanne gehört, daß er auch aussehe als ein solcher, und in seinem Herzen die Hoffnung auf Gott und den unausbleiblichen Sieg des Rechtes immer lebendig erhalte. Es gibt brave Männer, die mit betrübten Gesichtern dennoch erfreuliche Thaten thun, aber wahrhaftig, mit frohen Gesichtern hätten sie des Erfreulichen noch viel mehr zu Stande gebracht, denn bevor ihr tapf'res Schwert den Feind erreichte, waren schon durch ihr Aechzen und Achselzucken immer ein Paar treue, wenn auch etwas schwächliche, Herzen der eigenen Schaar sehr schlimm verwundet worden, und ein Paar muthige Herzen doch mindestens geärgert, was gleichfalls nichts taugt. Kriegsregeln aber gelten für uns Alle, dieweil das freigewordene, sich als Eines erkennende, Deutsche Volk von jetzt an gewiß aus lauter Kriegern, und, so Gott will, auch aus ganz lautern Kriegern besteht, aus sol-

chen, die fechten, weil der liebe Gott es haben will. Magst du nun unmittelbar an die Gränzen des Vaterlandes rücken, mag es dir ergehen, wie mir, den Erschöpfung von früherer Kriegesbeschwer an den Herd bindet bis auf den Fall der Noth, magst du überhaupt kränklichen Leibes seyn, mag dich anderweitiger Staatsdienst in Anspruch nehmen, oder die billige Sorgfalt für ohne dich unberathenen Haushalt, — genug, Eine, Eine Möglichkeit, und sey es auch die furchtbarste und Gottlob unwahrscheinlichste, muß es doch geben, die dich in den Kampf bescheiden könnte, dafern du irgend noch den Namen und die Würde eines Mannes zu behaupten gewillet bist. Also Kriegsleute sind wir Alle, und wie Kriegsleute wollen wir ein frohes Antlitz festhalten und ein frohes Herz.

Was wir nun im Aeußern zu thun haben, werden uns're ritterliche Fürsten und erprobte Staatsmänner und sieghafte Feldherren uns anzeigen. Aber Eines haben uns're Fürsten bereits gethan, das Jeder Einzelne ihnen unbedingt nachthun kann und darf. Sie haben feierlich erklärt, Napoleon Buonaparte sey außer dem Gesetz, also ein Mensch, mit dem sich weder

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Frieden schließen lasse, noch irgend ein Vertrag. Anständig ist es also schon ganz von selbst, daß ihn kein ächter Deutscher, ja überhaupt kein europäischer Bürger, und sey es auch nur im flüchtigsten Gespräch, mit dem Namen Kaiser beehre, oder vielmehr den heiligen Namen Kaiser an einem Banditenhauptmann verunehre. Aber weiter. Laßt Jeden von uns, so weit uns're Stimme reicht, — sey es nun über einen Haushalt, eine Nachbarschaft, oder weiter, — es feierlich erklären, daß wir ihn niemals Kaiser nennen wollen, möge auch Kriegsgefangenschaft oder irgend ein ganz unvorherzusehender Unfall den Einzelnen in die Gewalt des Tyrannen führen, und möge Schmach und Tod von der einen Seite drohen, persönliche Freiheit und Heimkehr zu dem, was uns am liebsten auf Erden ist, von der andern locken.

Ich wenigstens thue mir selbst und Allen, welche diese Zeilen lesen, feierlich und besonnen im gegenwärtigen Augenblicke dieses Versprechen, und ich will meines Ritterthumes und Adels entsetzt seyn, wenn ich es unter irgend einem Vorwande breche.

Sodann: — wer einem Räuberhauptmanne folgt, der ist ein Räuber, wer ihm auf irgend eine Weise behülflich ist, ein fast noch schändlicherer Hehler. Landsleute, ich bin aus französischem, oder besser gesagt, aus altfränkischem Blut entsprossen, und dies Blut wallt schmerzhaft auf, wenn ich daran gedenke, daß ein ganzes Reich, wo meine Väter blühten, zur Räuberhöhle werden konnte. Auch hoffe ich noch auf treue und gottesfürchtige Menschen in Frankreich, die sich für ihren rechtmäßigen König bewaffnen. Käme es aber anders, — nun Landsleute, so ist ganz Frankreich zur Räuberhöhle geworden, und dann werdet Ihr sicherlich nicht träge seyn im Eindringen oder im Bewachen der Ausgänge, je nachdem uns're Fürsten es gebieten werden, und Keiner soll es sich und Andern verhehlen, oder beschönigen, daß es nur gegen die größte Bande geht, die je auf Erden losgebrochen ist, nicht aber gegen ein Volk.

Sollten die Buonaparteschen Helfershelfer das Deutsche Vaterland in Gefahr bringen, — nun dann greife ja ohne weiters Jeder zu, nach Maßgabe seiner Lage; doch wäre es gut, auch hier

sich selbst und seinen Umgebungen ein entschiedenes Wort zu geben, zum Trost der Schwachen, zur Lust der Starken.

Ich, z. B. überzeugt, den Beschwerden eines erneuerten Feldzuges unwiederbringlich zu erliegen, erkläre dennoch, mit der Feierlichkeit meines obigen Versprechens: — dringt je die Buonapartesche Räuberschaar mit Macht zwischen Rhein und Weser vor, so stoße ich, krank oder gesund, sofern ich mich nur irgend im Sattel halten kann, zum Deutschen Heere. Daß 600,000 rüstige Krieger unter Feldherren, wie wir sie kennen, dergleichen Vordringen eines Banditenführers nach menschlicher Ansicht unmöglich machen, weiß ich wohl, und glaube keineswegs an solch' ein Unheil. Aber Jeder das Seine. Im Uebrigen waltet Gott.

Jetzt gesprochen zu haben, kann hoffentlich nicht für Anmaßung gelten, wo der Redner es ehrlich meint, und den Maßregeln der Fürsten nicht vorgreift. In diesem reinen Bewußtseyn hoffe ich also freundliche Aufnahme auch dieser

Worte bei Allen, die sich sonst wohl an meinen Worten ergötzten.

Nennhausen bei Rathenow, am 5ten März, 1815 *).

Friedrich Baron de la Motte Fouqué,
Königl. Preuß. Major außer Diensten, Ritter des Königl. Preuß. St. Joh. Ordens.

*) (Durch Umstände verspätet.)

14.

Ueber die Sehnsucht nach Ruhe.

Das Sprüchlein:

„Beatus ille, qui procul negotiis" u. s. w. zusammt einer unzählbaren Genossenschaft ähnlicher Pflanzen in lateinischer und deutscher Sprache — die französische nicht einmal mitgerechnet — hatte vor einigen Jahrzehnden so gewaltig in deutschen Herzen gewuchert, daß man es kaum begreifen konnte, wie ein gebildeter Mensch ohne dringende Noth etwas anderes thun könne, als sich in möglichst jungen Jahren zur Ruhe setzen. Der Staat ward dabei als etwas ganz fremdartiges betrachtet. Höchstens stand an ihm zu loben, daß er die erwählte philosophische Ruhe und Abgeschiedenheit durch anständige Polizeimittel sicher stelle, und neben den Spitzbuben auch die Wölfe ausrotte, Thiere, die uns so fürchterlich vorkamen, daß sie sogar in unsern Schäfergedichten nicht mitreden durften; dann war erwähnter Staat auch gut genug zur Versorgungsanstalt, für diejenigen Gebildeten, welche

weder eigenes Geld, noch geldreiche Freunde hatten, aber selbige wurden auch hinlänglich wegen ihres sogenannten Frohndienstes bedauert, und sehnten sich in Prosa und Versen lebhaft nach einem Ritter= oder doch mindestens Bauern=gute. Wer mit Leib und Seele ein Amt angriff, wohl gar ein feuriger Kriegsmann war, oder ein Abgesandter an fremden Höfen, und dergleichen mehr, — den hielt man ohne Bedenken, seines entsetzlichen Ehrgeitzes halber, für eine Art von Sulla und Marius, und die Mildestgesinnten beklagten wenigstens seine gaukelnde Thorheit, die ihn in das blutige Feld rufe, und an die gold'nen Fürstentafeln, allwo man hinter fürstlichem Stuhl eine Art von Meuchelmörder und in jeglichem Gast, vollends wenn er ein Hofamt bekleide, eine Art von Marinelli zu erblicken vermeinte, da ja der Beklagte es so gut haben könne, als der Beklagende: nämlich in einer Lattenlaube sitzen und Milch essen.

Dabei jedoch blieb man allseitig genug, um auch der Politik nicht gänzlich abzusterben. Man las die Zeitungen zu gelinder Gemüthsergötzung nach Tische, man hörte gern von Krieg und Kriegsgeschrei reden, und fühlte sich um so behag=

licher in seinen befriedigten vier Wänden und in seiner sichern Haut, ja man machte auch wohl ein Verschen auf dergleichen Spektakel, worin eben nichts zu stehn brauchte, als: „mag man sich in Osten und Westen todtschlagen, ich mache mir nichts d'raus! Mögen sich die Minister die Köpfe entzwei denken, das brauche ich nicht! Mögen sich die Generale todtschießen lassen, so dumm bin ich nicht!" Und zum Beschlusse freute man sich ausnehmend, daß man weder Kreuz, noch Band, noch Stern auf dem Rocke trage, und das Gedicht war fertig. Wir haben viele sogenannte Lieder dieser Art.

Und die Seuche ging weiter. Auch sehr edle Meister uns'rer Poesie, ja wohl bisweilen die alleredelsten, ließen sich verleiten, hin und her ihre gottverliehene Leier in einen ähnlichen Ton zu stimmen. Zwar schwangen sie die angebornen Flügel bald wieder empor, und richteten ihr Adlerauge auf die Heldengestalten der Vorzeit, oder auf ahnende Bilder einer begeisterten Zukunft, aber darnach hörte eben die Menge nicht sonderlich hin. Sie ließ so etwas als einen unschädlichen Dichterspaß, als eine Art von vornehmer Maskerade gelten, und hielt sich derweilen an

das, was sie als die Quintessenz aller Weisheit, das heißt Bequemlichkeit, bewunderte, und fuhr nach wie vor fort, den Helden Eins in's Fäustchen zu lachen.

Da ließ es Gott zu, daß ein ungeheures Verhängniß mit eisernen Ruthen d'reinschlug. Der Schlaf war in der That so hart, daß man anfänglich auch davon nicht aufwachen wollte. Selbst unter den Edlern uns'res Volks nahm für einige Zeit jene häusliche Gesinnung beinahe mehr zu, als ab, indem der widrige Gang aller Weltbegebenheiten eine gänzliche Zurückgezogenheit und Abgeschiedenheit nur um so wünschenswerther zu machen schien.

Wer recht aus voller Kraft reden will, soll nichts Ungebeichtetes auf dem Herzen behalten, und so beichte ich es Euch denn in Vertrauen und Demuth: auch ich bildete mir ein, es seye für dieses Geschlecht mit großen Heldenthaten nun vorbei, und man müsse das heilige Feuer in poetischen Bildern einzig und allein für eine bessere Zukunft hüten; selbst aber finde man nur Trost und Ruhe in häuslicher Beschränkung.

Das jedoch ließ, Gottlob! der Gang der großen verkannten Zeit nicht zu. In Literatur und

Familienglück griff der Feind auf gleich täppische und verhöhnende Weise ein, so daß die Wohlgesinnten vollkommen entschläfert waren, als die Stunde des Rettens und Rächens schlug.

Was uns seitdem gelungen ist; —
„Herr Gott, dich loben wir!“

Aber kaum war das große Werk vollbracht, so neigten sich schon hin und her die Augen wieder zum Schlafe. Nun sey es ja fertig, hieß es, nun müsse die Ruhe auf wenigstens ein halb Jahrhundert wieder an's Scepter kommen, nun dürfe man sich nur um den eig'nen Herd und die eig'ne Heerde kümmern, und darum, daß die Abgaben in mindest kurzer Zeit mindest klein würden. Die Zeitungen begannen wieder dem Nachmittagsschläfchen dienstbar zu werden; ja, man hätte wohl nachgerade etwas Außerordentliches herbeigewünscht, um sie durch einige Würze genießbarer zu machen.

Das Außerordentliche kam. Der Verbannte auf Elba brach sein Wort, und ward demzufolge von den Mächten Europa's feierlich für dasjenige erklärt, was er dem Wesen nach schon längst gewesen war, für einen Banditenhauptmann. Seine Banden schlugen sich wieder zu ihm, und

wurden ebenfalls öffentlich, was sie bisher mit Umschreibungen waren: Banditen.

Das hat Gott gethan, oder vielmehr zugelassen, Euch zu Liebe, Ihr deutschen Landsleute, auf daß Ihr nicht wieder einschlafen solltet. Denn wisset, die Zeit des Schlafens und des Kannengießerns ist vorbei. Ihr freutet Euch, daß die Fürsten die Mündigkeit der Völker anerkannten, freut Euch nun auch, daß der Himmel sie anerkennt, indem er Euch fortan keine Träumerei mehr zulassen will. Was künftig in Europa, ja in irgend einem Welttheile Großes oder Furchtbares geschieht, reicht bis in jede Hütte hinein, wo ein ehrbares Herz schlägt; nicht zum Kannegießern, sondern zum Mitanfassen oder zum Widerstreben.

Und Ihr, des Volkes Edlen, die Ihr Euch sehntet nach den Tagen der alten Hellas, oder des freien Schweizerbundes, oder des gebietenden Deutschen Reiches, freut Euch vor Allen, denn Ihr steht mitten d'rin, und Ihr werdet nicht kleiner seyn, als Eure Zeit.

Jene träge, vom öffentlichen Leben entfremdende Ruhe, — sie kann und wird nie wiederkehren, denn wir sind zu gut dazu geworden.

Aber die Ruhe der Freiheit, des Friedens in und zwischen Deutschen Landen, und der gesicherten Ehre, die Ruhe, die wir uns bei Lützen und Leipzig, und an viel andern heißen Tagen erkämpften, die wird bei uns bleiben, mit der Hülfe Gottes, uns'res Geistes und uns'res Armes, und deren wollen wir uns noch recht oft in muthiger Sicherheit mit Weib und Kind, und all' den Unsern erfreuen. Amen.

15.

Ueber Napoleon Buonaparte's Aussichten.

Als der eidbrüchige Korse sich zu seinen eidbrüchigen Helfershelfern geschlichen hatte, als er mit keinesweges unwiderstehlicher, aber durchaus unwiderstandener Schnelligkeit nach Paris zog, und den rechtmäßigen König zwang, ihm Platz zu geben auf dem blutbefleckten Throne, — da waren eine Menge von gutgemeinten Deutschen so bestürzt über das unerwartete Ereigniß, daß ihre Phantasie den Tyrannen urplötzlich mit allen, ihm und seinen Spießgesellen schon längst entrissenen Hülfsmitteln wieder bekleidete, und er ihnen eben so furchtbar schien, als im Jahre, wo er nach Moskau zog. Man hörte schon bisweilen die alten Sprüchlein wieder hersagen, von Napoleon Buonaparte's unbezwinglichem Siegerglück, von dem unerschöpflichen Reichthum dessen, was man Genie zu nennen beliebte. In der That, Ein Glück hat Buonaparte, worin es ihm wohl kein Feldherr in der Weltgeschichte gleich thut. Wo nämlich ist es je geschehn, daß

ein Heerführer dreimal feldflüchtig wird, und zweimal sein Heer verliert, ohne daß es ihn hind're, von sehr vielen Leuten nach wie vor wegen seiner Unbezwingbarkeit angestaunt zu werden! Doch er theilt auch hierin Alles mit dem Volke, das wir haben hin- und herwanken sehen, huldigen, enthuldigen und wieder huldigen, wie sich der Zufall eben mit ihnen abgab, und dennoch hören wir nicht selten von dem Enthusiasmus der Franzosen reden, und von der gefährlichen Gluth, die in diesen starken Herzen lod're! — Während der Revolution haben wir ehrlichen deutschen Kriegsleute oft hören müssen, uns treibe nur der Wink des Herrschers, die Neufranken hingegen seyen in dem Gefühl, Freiheit und Vaterland zu vertheidigen, unbesiegbar. — Nun haben sich die Motiven umgekehrt, und auf welche unerhörte Weise! Denn wir werden doch nicht die Befehle des Mindesten uns'rer angestammten Fürsten selbst in der mindest-freien Zeit, mit den lügenhaften, sich selbst verhöhnenden Blutdeklamationen des Korsen vergleichen wollen? Und da es sich denn dermaßen umgekehrt hat, so glaubt doch nur auch, lieben Landsleute, an Eure eig'ne Unbesiegbarkeit, die Euch unter Gottes

Schutz auf manchem Schlachtfelde so herrlich-strahlend erschienen ist! —

Doch, dem Himmel sey Dank, die erste Periode des überraschten Verwunderns ist im Ganzen ziemlich schnell vorübergegangen. Es wäre demnach wohl an der Zeit, zu einer genauern Beschauung dessen einzuladen, was Buonaparte jetzt unternehmen kann und darf; nicht dessen, was er gern unternehmen möchte, denn in dieser Hinsicht glaube ich willig an die Unerschöpflichkeit seines Geistes, wie großmüthig er auch versichern mag, er habe die Weltherrschaft aufgegeben.

Also was kann und darf er thun? ist die Frage. Auf irgend eine männliche, dauernde Anstrengung, von Seiten der Einwohner Frankreichs, darf Napoleon nicht rechnen. Was ihm einzig und allein sogenanntes Vertrauen einflößen kann, ist der eigentliche Kern aller seiner ehemaligen Banden, die alte Garde, wild und lustig zu allem Raub und Uebermuth, erfahren im Kriege, bereit, ihr glauben- und liebeleeres Erdendaseyn für jeden Erdengenuß hinzuwerfen. Und zu diesem Kern mögen sich noch vielleicht ein Hunderttausend gleichgesinnter Banditen schlagen. Im Ganzen also befehlige er hundert und

funfzig tausend Mann der beschriebenen, moralisch verächtlichen, aber im Felde keinesweges zu verachtenden Sorte. Damit will er vor der Hand die Defensive behaupten; aber das kann man nicht anders, als indem man dem Feind durch offensive Bewegungen Ehrfurcht abnöthigt vor der zu beschützenden Gränze. Von dem vielgerühmten französischen Festungsgürtel kann übrigens hier nicht sonderlich die Rede seyn. Erstlich erbaute man damals diese Wälle nicht auf den Fall eines Völkerkrieges, ja nicht einmal eines Heerkrieges nach unserm jetzigen Maßstabe. Was zu jener Zeit eine Armee hieß, wird gegenwärtig aufs Höchste ein entsendetes Corps genannt. Wenn also 200,000 Mann vor der französischen Festungsreihe stutzten, werden es 600,000 bis 900,000 Mann sicherlich nicht; ja wir haben bereits siegreiche Exempel hievon erlebt. Zweitens aber darf Napoleon Buonaparte den Festungskommandanten eben so wenig trauen, als ihr rechtmäßiger König ihnen trauen durfte, und noch zehnmal weniger der Besatzung, und noch zwanzigmal weniger den Bürgern. Was bleibt denn also übrig? — Ganz unaufschieblich ein entschlossener Anfall mit der ganzen Horde, und mit

dem, was sich auf Schneeballsmanier an sie heranzieht, gegen irgend einen Punkt der Gränzen. Gegen Norden? — Wenn nun indessen die Verbündeten aus der dortigen Nähe, Marseille und den im Herzen treugebliebenen Städten im Süden Frankreichs die Hand reichten! — Gegen Südosten selbst? — Wenn nun indessen ein anderes verbündetes Heer gerade auf Paris gehet! — Gegen das Centrum? — Damit beide Bewegungen von beiden Seiten um so gewisser ausgeführt werden! — ein kriegserfahrnes Auge sieht klar, daß hier auch selbst ein errungener Vortheil zu nichts entscheidend Günstigem, ja nicht einmal zur eignen Rettung, führen kann. Ist denn also Napoleon Buonaparte auch wirklich ein großer Soldat, wohl, so laßt ihn jetzt die Aufgabe lösen, ein Land, das nur aus erbärmlicher Furcht vor ihm in Ruhe blieb, still und ruhig zu erhalten, ja, was noch mehr ist, schnell und rüstig für den Kampf zu organisiren, während er selbst mit seinen erlesenen Helfershelfern fortzieht, und an jedem Punkte zu schwach zum Angriff, oder zu regungslos zum Widerstande ist.

16.

Ein Gespräch über die Dichtergabe Heinrichs von Kleist.

Der Abend, welcher von einer Gesellschaft geistreicher Männer und Frauen wöchentlich einmal für den engern dichterliebenden Kreis, den sie untereinander bildeten, ganz ausschließlich bestimmt war, dämmerte wieder vertraulich herein, und alle Theilhaber sammelten sich in Amaliens Zimmern. Die Wirthin leuchtete heute in erhöheter Liebenswürdigkeit; man hatte sie kaum je so klar und heiter gesehen, indem ein ihr sonst eigener kleiner Zug von neckend unzufriedener Laune, ja bisweilen von trüber Ungeduld, dergestalt in den Hintergrund getreten war, daß es beinahe schien, als habe er durchaus seinen Abschied bekommen. Der junge Maler Adelphus aber fand sich dadurch einigermaßen gestört. Ihm war nie wohler zu Sinne, als wenn die Eigenthümlichkeiten eines Jeden recht scharf ge-

zeichnet heraustraten, und er pflegte nicht gern eher zu ruhen, bis es so weit gekommen war. Dann aber verhielt er sich desto ruhiger, und sah dem bunten Spiele mit schweigsam-schalkhaftem Lächeln zu. Weil nun seine ganze Seele Anmuth und Güte war, hatte auch billiger Weise Niemand Arges aus seinem Schweigen und Achtgeben, ja selbst der scharfe, besonnene Wilibald ließ sich ganz gern von dem Jüngling ins Feuer bringen, zu Anfang mit einiger Absichtlichkeit, mehr und mehr aber von dem Strome fortgerissen, und gewöhnlich am Ende leise über sich selbst lächelnd, daß er den Nachtwandler gespielt habe und darüber zum Nachtwandler geworden sey. Wer sich aber ganz unverhohlen und vor aller Welt über solche Unfälle auszulachen pflegte, war ein Dichter Namens Friedebert, der sich alle Tage zehnmal vorsagte, es zieme seinem ernsten Mannsalter und seinen äußern Verhältnissen, eine gewisse Zurückhaltung anzunehmen, und einen weisen Stolz, und der sich das auch eben so oft vorsprach, um es eben so oft zu brechen. Da er nun aber in andern Fällen sich und seinen Nebenmenschen immer sehr ehrlich Wort hielt, schadeten ihm jene Uebertretungen nicht

sonderlich; vielmehr fanden manche Gutmeinende ihre Freude daran, und ganz insbesondere Adelphus, den auch wiederum Friedebert aus voller Seele lieb hatte.

Nicht lange währte es, so hatte der junge Künstler sein altes Recht behauptet, und durch freundlich neckende Worte Amalien dahin gebracht, daß sie mit einer Heftigkeit gestand, es sey keineswegs eben die Gesellschaft, welche sie so heiter stimme, sondern vielmehr ein kurz vorher gelesenes Buch. Auch sprach sie, zu Adelphus großem Ergetzen, sehr lebhaft und beinahe ernstlich scheltend auf ihn selbst hinein, betheuernd, es sey nicht mehr zu ertragen, daß er seinem Witz die möglichsten Sporen gebe, um ihr unzufriedenes Gemüth zu verspotten, und wenn sie dann einmal recht zufrieden sey, und wohl gar dasjenige, was er klar zu nennen beliebe, halte er wieder keinen Frieden, bis er die ungeduldigen Wolken ihres Geistes heraufbeschworen sehe. — Doch plötzlich wieder ganz ruhig lächelnd, lehnte sie sich gegen die Sophaküssen zurück und sagte: „Aber ihr sollt sehen, heute thu ich unserm neckenden Herrn Kobolt auf keine Weise etwas zu Gefallen, und damit mir kein

überscharfsinniges Wort den Strahl breche oder gar verdunkle, in dessen Licht ich so zufrieden athme, will ich euch auch Allen verschweigen, welch ein Buch ich gelesen habe."

„Rathen ist doch erlaubt?" fragte Wilibald.

„O ja;" erwiederte Amalie. „Aber mache sich Niemand Rechnung darauf, ein Ja oder Nein aus mir herauszubringen."

„Das würde auf die Art zu einem sogenannten Fragespiel gedeihen," lächelte Ferdinand, „welche Gattung der geselligen Unterhaltung jedoch ohne Einen, der zu antworten geneigt ist, einige Schwierigkeiten finden soll."

„Gebt Euch nicht damit ab, ihr ein Geheimniß entlocken zu wollen," sagte Elise, „sondern hört lieber auf eine Klage, die ich Euch ganz offenbar und ungefragt über ein Buch vorbringen will, das mich heute ordentlich in Aerger gesetzt hat, ja ich möchte behaupten, in Zorn."

„Der Verfasser muß verbrannt werden!" rief Friedebert. „Er ist ein Hexenmeister. Das Lämmchen zum Wolf umgewandelt! — Aber waren Sie, kleine Taube Ludmille, nicht etwa auch bei der Lektüre? und sind Sie nicht etwa in einen furchtbarlichen Geier verzaubert?"

„Ja ich war dabei," entgegnete das freundliche Mädchen, „und spotten Sie nur sachte, denn Elisens Klage geht einigermaßen mit auf Sie."

„Auf mich? Am Ende habe ich das Buch selber geschrieben. Das wäre eine schöne Geschichte. Man hat solche Exempel von gräßlichen Verbrechern, die sich zum Scheiterhaufen verurtheilten, weil man ihnen ihren eignen Unfug zum Rechtsprechen vorlegte, und sie dachten, es hätte ihn für diesmal ein Anderer angefangen."

„Es war diesmal auch wirklich ein Anderer, lieber Friedebert;" sagte die ernster werdende Elise, aber Sie haben ihn bei mir eingeführt. Ich habe nämlich das Käthchen von Heilbronn gelesen."

Auch Friedebert ward ernst. Er sahe eine Zeitlang wehmüthig vor sich hin. Endlich entgegnete er mit leiser Stimme:

„So viel ich weiß, habe ich niemals das Käthchen von Heilbronn bei Ihnen eingeführt?"

„Nicht?" sagte Elise. „Das heißt wohl nicht ein Gedicht einführen, wenn man der Freundin immer davon vorredet, wie es ein edler Dichter als Schooßkind im Herzen getragen

habe, als die Erscheinung der himmlischen und dennoch im wahrhaften Leben vollkommen begründeten Liebe, die er in unendlicher Sehnsucht vergeblich auf Erden suchte, und nur in seiner glühenden Phantasie, und vorzüglich in diesem, diesem Einen Bilde fand, — und dann —"

Elise hielt unwillig inne. Amaliens schönes Auge perlte von milden Thränen, die sie aber schnell und unbemerkt zu verbergen wußte, und das um so leichter, da Alle mit ernster Aufmerksamkeit auf Friedeberts Antwort Acht gaben.

„Was ich Ihnen gesagt habe," erwiederte dieser, nach einigem Schweigen, „ist und bleibt meine heilige Ueberzeugung; aber ich redete von dem Bilde, das Heinrich Kleist im Herzen trug, nicht von dem, welches er mangelhaft auf das Papier brachte."

„Die Vertheidigung," wandte Wilibald ein, „könnte am Ende für jedes fehlerhafte Kunstwerk gelten."

„Sie könnte nicht allein," sagte Friedebert etwas heftig, „sondern sie kann auch, ja sie muß; vorausgesetzt, daß wirklich ein ehrliches, poetisch durchglühtes Herz zum Grunde liegt. Wo von schlechten Nebenzwecken, von sündhafter Ober-

flächlichkeit die Rede ist, da ist etwas absolut Verwerfliches begangen, und jede Entschuldigung fällt weg. Aber keine noch so hochweise Kritik, die da sehr wohl weiß, das Kunstwerk dürfe nie durch die Individualität des Künstlers entschuldigt werden, soll uns Dichterfreunden das Recht und die Gabe rauben, aus der verfehlten Zeichnung den göttlichen Gedanken herauszuahnen, welcher dem sehnenden Gemüthe des Künstlers vorschwebte, und diesen Gedanken festzuhalten und zu lieben mit aller Innigkeit eines Herzens, das überhaupt die Liebe kennt."

Ein lohnender Blick aus Amaliens Augen fiel auf den Dichter; Wilibald reichte ihm ernst, aber freundlich die Hand, sprechend: „Ich weiß, dir kommt weder meine Kritik hochweise, noch mein Herz für die Liebe unempfänglich vor, und wir sind überhaupt vollkommen einig."

„Das wußt' ich ja gleich!" rief jener mit großer Innigkeit, und schalt sich heimlich, daß sein heißes Blut abermals etwas rascher gelaufen sey, als er wollte. Adelphus aber konnte diesmal vor herzinniger, wohlgefälliger Rührung nicht zum Lächeln über seinen ältern Freund gelangen.

„Es wäre nur schön," sagte Ferdinand, „wenn uns Elise, da wir doch das Käthchen von Heilbronn wohl alle gelesen haben" —

„Ich unter andern nicht;" fiel Amalie ein; „aber ich fühle mich jetzt getrieben dazu."

„Soll ich dir abrathen," sprach Elise, und senkte ihr schönes, ernstes Auge nachdenklich gegen den Boden. „Denn fürwahr, was mich betrifft, ich habe sehr unrecht daran gethan; und wenn ich, lieber Ferdinand, Ihre Rede ergänzen und im Voraus beantworten darf, erkläre ich, daß ich nun auf keine Weise auseinander setzen kann und will, was mich an der Erscheinung des Käthchens so sehr verletzt hat. Zum Theil wäre mir das schon früher nicht wohl möglich gewesen, am mindesten aber, seit Friedebert gesprochen hat."

„Sind Sie mir böse? Und bin ich auch etwa gegen Sie ungeschickt und starrsinnig herausgefahren?" fragte dieser, und sprach auf ihr freundlich verneinendes Kopfschütteln weiter: „Daß ein feuriger Künstlergeist das Gute noch immer zum Bessern, das Beste zum Ueberbesten treiben will, und so, sich selbst überflügelnd, die rein angeborne Schönheit seines Schwunges ent-

stellt, — ist denn das eine so unerhörte Erscheinung? Heinrich Kleist erinnert mich oft an Vater Klopstocks Ode, wo ein Jüngling die nordische Grazie Rossa gegen seines Gefährten allzuraschen Eislauf in Schutz nimmt.

„Töne nicht vor! Ich dulde das nicht!

— — — — — — —

Mit zu schnellem Flug
Scheuchest du Rossa weg! —
Pfeilverfolger! Reitze sie nicht! Verachtet kehrt sie
nicht um.
Ich seh es, halt ein, ich seh es, sie zürnt!
Das Wölkchen Laune
Dämmert schon auf ihrer Stirn!“

„O daß ein kunstverwandter Freund unsern Heinrich so hätte warnen dürfen! Sein liebes Käthchen von Heilbronn wäre der Liebling aller deutschen Frauen und Jungfrauen geworden!“

„Ich habe sie diesmal nicht ganz so klar verstanden, als sonst, lieber Friedebert,“ sagte die kleine Ludmille, „aber es wehete durch ihre ernsten Worte dennoch etwas hin, das mir viele Freude machte und mir vielen Muth gab. Ja, nun will ich es nur ganz offenherzig gestehen:

als Elise während dem Lesen und nach dem Lesen so sehr über das arme Käthchen schalt, ist es mir recht ans Herz gegangen. Es kommen zwar häßliche Reden und Thaten in dem Gedichte vor, aber da kann ja das Käthchen nicht dafür, sondern nur die häßlichen Leute, mit denen es allemal umgeben ist. Schenkt es ja doch Alles, was sonst dem Menschen auf Erden theuer und werth ist, in reiner unschuldiger Liebe weg, und wer das arme Kind nicht in seiner Burg aufnehmen will, mag es doch draußen wohnen lassen, wo der zwitschernde Zeisig in den süßduftenden Hollunderbüschen sich sein Nest gebaut hat. Das mußte ja selbst der eitle, mattherzige grobe Graf Wetter vom Strahl verstatten." —

„Den das Wetter erschlagen wolle!" murmelte Adelphus mit ächtem Jünglingszorne darein.

„Ja," fuhr die glühende Kleine fort, „selbst der mußte das dem Käthchen erlauben, und lange, bevor er wußte, daß es eine Kaiserstochter war. Aber mochten die Menschen das Käthchen schelten und bedrohen, und es gar schlagen wollen, — ein Engel Gottes waltete über dem armen Kinde, und Alles ging dennoch herrlich hin-

aus, und das dumpfe Volk rings umher, Kaiser und Bräutigam mit eingerechnet, wird gewiß am Ende nicht gewußt haben, wo es mit seinen blöden Augen hin sollte, vor der frommen Herrlichkeit der Prinzessin Katharina von Schwaben."

Ludmille schwieg erschöpft, und trocknete sich die lieben blauen Augen.

„Ich hatte mir vorgenommen," sagte Ferdinand nach einer Weile, „noch etwas ausnehmend Kluges zu Markte zu bringen, über die wundersame Gründlichkeit, mit welcher Heinrich Kleist in alle Einzelnheiten der kühn ersonnenen Fabel eingegangen ist; aber wahrhaftig, eine Kritik des Käthchens nach Ludmillen anheben, hieße eine Ilias nach dem Homer schreiben."

Die Kleine sah verschämt und etwas unwillig auf, doch belehrte sie bald das sichtliche Wohlgefallen, womit alle Blicke gerührt nach ihr hingerichtet waren, es gelte in Ferdinands lustigen Worten mehr innigen Ernst als neckenden Spaß, und so lächelte sie alsbald wieder heiter und vertraulich, wie zuvor.

„Wenn du, lieber Ferdinand," hob Wilibald an, „die strenge Tiefe und Gründlichkeit unsers Dichters preisen willst, brauchst du eben nicht bei

dem Käthchen von Heilbronn stehen zu bleiben; vielmehr, ob sich gleich dieser Karakterzug Heinrichs von Kleist auch hier, wie in allen seinen Werken, wiederfindet, offenbart er sich dennoch unendlich herrlicher und klarer in einer Dichtung von scheinbar ganz entgegengesetztem Streben, in einer Dichtung, der man zur Vollkommenheit fast nichts wünschen dürfte, als einen andern Gattungsnamen."

„Und als das Weglassen eines einzigen Verses," setzte Friedebert sehr ernst, beinahe strenge, hinzu.

„Ganz recht;" sagte Wilibald, „und ich sehe daraus, wie wir ganz und gar über dieses kühnste, launigste und gründlichste aller niederländischen Gemälde einig sind, über diesen zerbrochenen Krug, der als komisches Idill nach meiner Ueberzeugung nie genug zu loben steht, obgleich er als Lustspiel schon einmal auf der Bühne große Fatalitäten auszustehen hatte, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht."

„Das käme noch darauf an," sprach Friedebert. „Was mich betrifft, ich fasse es nicht, wie ein gut dargestellter Richter Adam irgend ein Herz kalt lassen könnte mit seinem komischen

Selbstbewußtseyn böser Dinge, und dennoch mit der wahrhaft heroischen Standhaftigkeit, die ihm gleich nach jeder verlornen Position unmittelbar zu einer andern verhilft; schlecht oder gut, das gilt ihm gleich viel, aber er wehrt sich darin bis auf den letzten Mann, und macht dabei zum schlechtesten Spiel die allerlustigste Miene, ja, seine angeborne Lustigkeit wallt oftmals im ganzen Ernste auf, und macht die Anschläge seiner Verfolger zu nichte, bis er dann wirklich am Ende in rettungslose Flucht gedrängt wird; aber auch die ergreift er mit einer Art von Entschlossenheit, mit der klaren Erkenntniß, hier sey nun nichts Anderes mehr zu thun, und wer denn doch einmal laufen müsse, laufe besser gleich, als zu spät, — o man könnte Kriegsregeln aus diesem Adam ziehen!"

Und alsbald fing er an, mit großer Lust und Fertigkeit Stellen aus diesem trefflichen Adam herzusagen, und Adelphus fiel so mimisch gewandt, jetzt als Schreiber Licht, jetzt als die zürnende Frau Marthe, oder als der gesetzte, besonnene Gerichtsrath ein, daß beide Deklamirende sammt allen Zuhörern eine lange Zeit von

dem Ergötzen an diesem Spiele gar nicht loskommen konnten.

Endlich brach Friedebert ab, und sagte mit gewohnter Freundlichkeit zu seinem Adelphus: „Sie haben mich aber heut Abend noch nicht ein einziges Mal ausgelacht, liebes Kind, und mich dünkt, ich wäre schon ein Paar Mal ganz artig aus der bekannten Gravität und Ruhe, die ich mir als Staatsbürger und vierzigjähriger Mann schuldig bin, herausgetanzt."

„Das erste Mal, entgegnete Adelphus, „war ich zu gerührt, um zu lachen, und das zweite Mal tanzte ich selber mit, so unwillkürlich, daß ich es für eine Art von fröhlichem Veitstanz halten muß; mir bleibt nur zu erwarten, was etwa der Abend noch fürderhin bringt."

„O, sie sollen nicht leer ausgehen!" rief Friedebert, und begann zu erzählen, wie er eben noch heute Nachmittag einen jungen talentvollen Dichter, der sich seiner Leitung vertraue, zu einem höchst gesetzten Betragen ermahnt habe, im allzugroßen Eifer ihm sogar betheuernd, auch unter Freunden müsse man sich immerdar etwas zurückgezogen halten, weil denn doch selbst der

Nächste und Beste nicht eben Alles in uns verstehen könne, sobald seine Aufmerksamkeit durch einen geselligen Kreis zerstreut sey; — „und,“ setzte er hinzu, „mit diesen und noch weit vortrefflichern Redensarten nehme ich Abschied, um mich sehr besonnen hieher zu begeben, fahre alsbald meinen lieben Wilibald heftig an, deklamire Euch sodann über drei viertel Stunden lang den Richter Adam vor, und wenn es hiermit für heute ein Ende hat, liegt es einzig und allein daran, daß meine Weisheit in keine neue Versuchung geräth.“

Alle stimmten von Herzen in sein Lachen ein, bis auf Wilibald, der nur halb hingehört hatte, und also auch nur mit dem halben Munde lachte, mehr höflich, als lustig. Sein scharfsinniges Denken konnte noch immer nicht vom Richter Adam ablassen, und er redete auch, als wenn gar nichts dazwischen gekommen wäre, an der vorhin abgebrochenen Stelle des Gesprächs und des Deklamirens weiter.

„In der That,“ sagte er, „ich finde es jetzt unbegreiflich, daß der vortreffliche Richter Adam auf der Bühne kein Glück machte. Sollte es an dem Schauspieler gelegen haben? und nur an

dem Schauspieler ganz allein? Oder wo liegt der Fehler in der Dichtung?"

„In einer großen Vortrefflichkeit derselben, welche du, lieber Freund, noch vor Kurzem verdientermaßen gerühmt hast;" entgegnete Ferdinand. „Die strenge, liebevolle Gründlichkeit, womit Heinrich Kleist seinen Gegenstand durch und durch erschöpft, und keinen einzigen Standpunkt der möglichen Beleuchtung unausgesprochen lassen kann, — eben diese seltne Tugend, welche unsern Dichter nie und am wenigsten bei dem zerbrochenen Krug verlassen hat, gehört weniger auf die Bühne, als ins Lesegemach, und in diesem Sinne meine ich auch, daß du vorhin unsern vielgeliebten Richter Adam lieber in einem komischen Idyll sehen wolltest, als in einem Lustspiel."

Friedebert nickte beifällig, meinte aber doch, er könne deshalb an einer gelungenen Aufführung dieser Dichtung nicht verzweifeln.

„Seltsam, sehr seltsam!" sagte Wilibald nachdenklich. „Derselbe Dichter, welcher vorhin des sich selbst Ueberfliegens angeklagt wurde, muß nun den Tadel einer allzu besonnenen Gründlichkeit erleiden; und was noch seltsamer

ist: in Beidem geschieht ihm vollkommen recht. — Aber gerade herein spricht sich die wunderbare Mischung oder vielmehr Vereinigung scheinbar entgegengesetzter Gemüthskräfte aus, vermöge welcher Heinrich Kleist zu einem Dichter von ganz eigenthümlicher Größe berufen war. Wie man mit vielem Grund die Maler neuerdings nach ihren verschiedenen Strebungen als musikalische, plastische, ja sogar pittoreske, bezeichnet hat, können wir Heinrich Kleist, um jener unermeßlichen Gründlichkeit und Verständigkeit willen, einen juridischen Dichter nennen, und doch mögt Ihr ihn billig auch einen Dichter der glühendsten Liebe heißen. Und eben darum gährte es so lange in ihm, und gährte gewaltig, bis das edle Gefäß zersprang, ehe noch der begeisternde Wein, den es enthielt, zu seiner vollen Kraft und Klarheit gelangen konnte. Denkt Euch, was sein „Michael Kohlhaas" für eine Dichtung hätte werden müssen! Denkt Euch, wenn es wäre ausgeführt worden, nicht nur in den kurfürstlichen, sondern auch in durch Heinrich gedichteten Kohlhaasschen Aktenstücken, dies wunderbarlichste Ringen, wo von einer Seite die gesetzlichste Form die ungerechteste Sache, von

der andern Seite die außergesetzlichste Form die gerechteste Sache verficht.

„Oder lieber noch,“ fiel Friedebert ein, „lieber noch denkt Euch, welch ein Ganzes sein Robert Guiskard gewesen seyn muß, dieser Kampf des gesunden Heldengeistes wider den todtkranken Leib, und dennoch der Heerführer immer, die Seele des ermatteten, murrenden, sterbenden, aber begeisterten Heeres! — Und denkt, daß dieses Gedicht vollendet dastand, und nur dem Zorn, vielleicht einer unmuthigen Stunde, von der Hand des edlen Unglücklichen selbst geopfert ward, und wir nun unter den Trümmern umhergehen, wie unter den Ruinen edler Burgen, welche die Ueberkraft des deutschen Volks selbst zerstörte, und nur ahnen können und errathen, wie viel der Herrlichkeit und Kraft hier gewohnt hat und wie viel der süßen Liebe. —“

„Ja nun kommen Sie auf die alten Burgen,“ unterbrach ihn Amalie. „Nun wissen wir schon, wo es hingeht. Oder vielmehr: weder Sie noch wir wissen es eigentlich mehr.“ — Friedebert schwieg plötzlich, und sahe etwas unzufrieden vor sich nieder. Ein erinnernder Blick Elisens, ein bittender aus den Augen der klei-

nen Ludmille flog der schönen, launischen Wirthin entgegen.

„Nein,“ sagte Amalie lächelnd, Ihr braucht mich heute gar nicht zu hofmeistern; mir thut es schon ganz von selbst im Herzen leid, daß ich unsern guten Friedebert vielleicht gekränkt habe. Es war in der That nicht böse gemeint, lieber Minnesänger.“

Leicht versöhnt drückte Friedebert einen Kuß auf die dargebotne schöne Hand, und sagte: „Sie meinen es niemals und mit Niemanden böse, liebe Amalie.“

„Freilich nicht,“ entgegnete sie, „aber heute ist es doch viel anders und besser mit mir bestellt, als gewöhnlich. Das Wesen, welches einige von Euch meinen argen Dämon zu nennen pflegen, hat sich für diesen Abend seiner Macht ganz und gar begeben, und zwar vor dem Friedensgruß eines Dichters, und dieser Dichter ist der eben jetzt so vielfach besprochne Heinrich von Kleist. Weil Ihr aber alle mit inniger Liebe von ihm geredet habt, seyd Ihr es auch werth, daß ich Euch die Bilder erneue, welche so heilbringend in meinen Geist hinlächeln.“

Und sie nahm Heinrichs von Kleists Erzählungen zur Hand, und las die Legende von der heiligen Cäcilia, und las das Bettelweib von Lacarno, und zum Schluß das Erdbeben von Chili, und in den edeln Kometenwein, welchen man, das Andenken des Dichters feiernd, aus hellen Gläsern trank, fiel manch eine heiße, tief aus dem Herzen entquillende, Thräne.

L. M. Fouqué.

17.

Der unentschiedene Wettstreit.

Unlängst vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges lernten ein preußischer und österreichischer Offizier im Bade zu Karlsbad einander kennen und liebgewinnen. Sie waren beide jung, dienten beide in der Reiterei, und durch gleiche Lust an Kriegsübungen und Pferden schlossen sie sich immer fester zusammen. Man sah' sie selten ohne einander, bisweilen aber auch in lebhaftem Streit; denn Jeder hielt das Exerzierreglement des Heeres, zu dem er gehörte, für das bestmöglichste in der Welt, und vertheidigte es als solches gegen seinen Freund, wobei denn das Gespräch gewöhnlich von beiden Seiten mit den Worten schloß: Nun, wenn es einmal Ernst würde, sollte sich's bald ausweisen! — Dergleichen kleine Zwistigkeiten schienen jedoch die gegenseitige Freundschaft nur zu erhöhen, und man schied mit herzlicher Liebe von einander, sich den schon früher sich zugetrunkenen Brudernamen

noch vielfach mit den besten Wünschen aus der Ferne zurufend.

Bald hernach ward es Ernst, wie sie so oft vorahnend gesagt hatten. In der Schlacht bei Lowositz jubelte Wilhelm, — so wollen wir den Preußen nennen, — als der erste Kavallerieangriff seine Behauptungen zu rechtfertigen schien. Die östreichische Reiterei stutzte, und wandte um, die Preußen hieben jubelnd nach, und Wilhelm ward seines österreichischen Freundes Joseph wohl ansichtig, wie er der Letzte unter den Flüchtlingen, oftmals mit zürnender Miene und geschwungenem Pallasch nach den Verfolgern zurück schaute. — „Heda, Herr Bruder, wer hatte Recht?" schrie ihm der freudige Wilhelm nach, und Joseph blickte ernst nach ihm um, und nickte drohend mit dem Kopfe. Nicht lange mehr, da wandte sich das Glück. Eine Batterie, welche in die Flanke der Preußen schoß, brachte diese zum Stutzen, bald darauf ein vermehrtes Kanonenfeuer sie zum Umdrehen, und die kaiserlichen Reiter, schnell gesammelt, hieben ihrerseits den Flüchtigen nach. — „Schaut's der Herr Bruder?" rief Joseph nun wieder. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten!"

Die preußischen Reiter sammelten sich im Schutze ihres Fußvolks, und begannen einen zweiten Angriff. Jetzt aber trafen die beiden Freunde ernstlicher zusammen. Hieb um Hieb wechselten sie, und von beiden Seiten sammelte sich ein dichtes Gedräng' braver Kriegsmänner um die tapfern Führer. Als dieses endlich auseinander stäubte, lagen Wilhelm und Joseph, von gegenseitigen Wunden gefällt, sterbend bei einander am Boden. Joseph richtete sich matt empor, sahe seinen Freund lächelnd an, und fragte, was meint der Herr Bruder nun? — Wilhelm streckte die Hand nach ihm aus, und entgegnete: daß wir beide Recht hatten, Herr Bruder, wir sind alle zusammen brave Kerls und gute Reiter. — Recht so, Herr Bruder, sagte Joseph; lauter wackeres deutsches Volk und ehrliche Christen von Herzensgrund. Schlaf' der Herr Bruder ein mit Gott, denn mich bedünkt es sey am Letzten. Damit machte er über sich und seinen Freund das Zeichen des Kreuzes, und beide thaten für immer die Augen zu.

18.

Leier und Schwert. Von Theodor Körner. Einzig rechtmäßige, von dem Vater des Dichters veranstaltete Ausgabe. Berlin 1814. In der Nicolaischen Buchhandlung.

Einem Volke, das, wie das unsre, von Gottes Gnaden, durch den reinen Willen seines Königs, und durch die eigne treuverbündete Kraft frei geworden ist, — einem solchen Volke dürfte man eigentlich bei einer Erscheinung, wie die oben genannte, nichts weiter sagen, als daß sie eben da sey, überzeugt, daß alle Blicke sich schon ganz mit Liebe und Begeisterung dahin richten würden. Ob das bereits geschehen, oder doch ob es nach Verdienst allgemein und innig geschehen ist, weiß ich nicht. Es gibt bisweilen seltsam störende Zufälligkeiten, die sich der Anerkennung und Verbreitung des Erhabenen wie mit geflissentlicher Tücke des blöden Erdgeistes widersetzten. Daran trägt der hohe, gereinigte Sinn ei-

nes edlen Volkes keine Schuld, aber es möge auch nicht für Anmaßung des Einzelnen gelten, wenn er ausruft: tretet herzu, lieben Brüder, und übersehet nicht, was Euch wieder einmal Schönes und Herzerhebendes bereitet ist!

Das will ich denn hiermit gethan haben. Theodor Körner hat für uns gefochten, lieben Landsleute, gesiegt, und sein junges Leben ausgehaucht. Er war einer der ersten Ausländer, die in unsre freiwilligen Jünglingsschaaren eintraten, und einer der vielen und höchsten Preise für unsre Freiheit und Ehre war sein tapferes Blut. Daß mittelmäßige Gedichte durch keine Lobenswürdigkeit ihres Verfassers gut werden können, weiß ich wohl, aber auch eben so wohl, daß, wer das Schwert ergriff, wie ein Held, keine andre, als begeisterte Lieder in seine Leier singen kann. Und an diesem herrlichen Quell mögen sich denn recht viele der edlen Geister, die wir mit Stolz zu den Unsern zählen, erquicken. Der einzelnen Gedichte ließen sich viele nennen und preisen, aber das will mir so wenig gelingen, als die sogenannten schönen Stellen eines großen poetischen Werkes hervorheben. Hier sind die lyrischen Gesänge aus dem rührenden Trau=

erspiele unsres Waffenbruders Theodor Körner, Leben und Tod, und da darf auch das scheinbar Kleinste und Unbedeutendste nicht hinter dem Größten und Vollendetsten zurückstehen.

19.

Ueber eine interessante Erscheinung in unsrer neuern Literatur.

(Geschrieben im Jahre 1812).

Der Titel eines Buches trägt wohl eine weit größere Bedeutsamkeit in sich, als man es ihm gewöhnlich zuzugestehen pflegt. Denn nicht genug, daß ein ächtes Werk gewöhnlich auch hierin mit sorgsamer Liebe von dem Verfasser ausgestattet ist, und daß uns durch Kürze oder Ausführlichkeit, durch Einfachheit oder Pracht ein Bild des Ganzen gleich am Eingange vor die Seele gerufen wird, so daß wir oft am Schlusse, behaglich auf jenes Einladungswort zurück schauend, nun erst in das vollkommene Verständniß eingeweiht werden, — nicht genug hieran, so spielt auch das Schicksal bisweilen auf seine Weise mit, und versucht sich in ganz eigner Manier an der Lösung des Räthsels. Es ließen sich manche Beispiele, sowohl

komischer als ernster Gattung, zum Belege anführen; aber uns genüge an Einem, meinem Gefühle nach höchst interessanten, aus dieser Reihe. Im Anfange des vorigen Jahres erschien ein Roman von Franz Horn, den der edle Dichter im tief liegenden Sinne Kampf und Sieg benannte. Es mochte nämlich dabei nicht nur auf den Inhalt des Werkes unmittelbar gedeutet seyn, sondern auch wohl auf die ernste Anstrengung, mit welcher der Verfasser diese Dichtung aus dem Tiefsten seines Gemüthes heraufgerungen hatte. Nun kam aber das Schicksal unerwartet und ungebeten dazu, und machte es folgendergestalt: Dieser Roman, erschienen unter der Namens-Aegide eines vielgelesenen und allgemein geachteten Schriftstellers, erfuhr dennoch lange Zeit kein einziges öffentliches Urtheil, und hat, wie ich glaube, bis auf den heutigen Tag noch keines dergleichen erfahren. So ist ihm denn ein Kampf aufgegangen, auf den er wohl am mindesten hätte rechnen können, als er in die Welt trat. Wie es das Schicksal mit dem Siege im Sinne hat, kann man freilich nicht wissen; aber daß spät oder früh der Titel durch einen Sieg

vollständig dargestellt werden muß, ist meines Erachtens in dem Wesen der sinnigen Dichtung selbst hinlänglich begründet. Möchten indeß diese Worte dazu beitragen, die Nebel um etwas schneller zu zerstreuen, die sich vor dieses eben so ernste als anmuthige Gestirn zusammen gezogen haben.

20.

1) Brief des Baron Wallborn an den Kapellmeister Kreisler.

2) Der Kapellmeister Johannes Kreisler an den Baron von Wallborn.

Mit Vorwort von Fouqué und Hofmann.

Baron Wallborn an den Kapellmeister Kreisler.

Vorwort.

Es gibt ohne Zweifel unter meinen Lesern welche, die bereits ein neu erschienenes Buch kennen, betitelt: Phantasiestücke in Callots Manier. Jean Paul hat es durch eine geniale Vorrede geehrt, aber auch schon durch sich selbst ehrt es sich auf eine höchst bedeutende Weise. Ich wußte anfänglich nicht,

warum die darin vorkommenden Fragmente aus dem Leben und Thun des Kapellmeisters Johannes Kreisler mich mehr und eigenthümlicher ergriffen, als es sonst ästhetischen Werken mit fremden Lesern gelingt; da fiel es mir endlich ein, daß ich nicht absolut zu den fremden Lesern dieser Bruchstücke gehöre, sondern vielmehr als eine Art von altem Bekannten hereingetreten sey. Der Baron Wallborn nämlich, — in einer Novelle, Irion geheißen, beschrieb ich früher seine Geschichte, — ein junger Dichter, welcher in verfehlter Liebe den Wahnsinn fand, und endlich auch den lindernden Tod, muß jenen Johannes Kreisler gekannt haben, wie nachfolgender, unter seinen hinterlassenen Papieren gefundener Brief ausdrücklich beweist. Die Bekanntmachung desselben habe ich nur vor mir allein zu verantworten, und vielleicht gelingt es mir dadurch, den obengenannten Phantasiestücken ein und das andre Herz zuzuweisen, welches mit Wallborn's und Kreisler's Herzen denselben Takt schlägt. Man vergesse nicht, daß der Brief aus der Feder eines Dichters — d. h. bei vielen Leuten ohnehin: eines Wahnsinnigen, — geflossen ist.

Fouqué.

Der Brief.

Ew. Wohlgeboren befinden sich, wie ich vernehme, seit geraumer Zeit mit mir in einem und demselben Falle. Man hat nämlich Dieselben schon lange im Verdachte der Tollheit gehabt, einer Kunstliebe wegen, die etwas allzumerklich über den Leisten hinausgeht, welchen die sogenannte verständige Welt über dergleichen Messungen aufbewahrt. Es fehlte nur noch eins, um uns Beide gänzlich zu Gefährten zu machen. Ew. Wohlgeboren waren schon früher der ganzen Geschichte überdrüssig geworden, und hatten sich entschlossen, davon zu laufen; ich hingegen blieb und blieb, und ließ mich quälen und verhöhnen, ja, was schlimmer ist, mit Rathschlägen bombardiren, und fand während dieser ganzen Zeit im Grunde meine beste Erquickung in Ihren zurückgelassenen Papieren, deren Anschauung mir durch Fräulein von B., o Sternbild in der Nacht! — bisweilen vergönnt ward. Dabei fiel mir ein, ich müsse Dieselben schon früher einmal irgendwo gesehn haben. Sind Ew. Wohlgeboren nicht ein kleiner wunderlicher Mann, mit einer Physiognomie, welche man in einiger Hinsicht dem vom Alcibiades belobten Socrates verglei-

chen kann; nämlich, weil der Gott im Gehäuse sich versteckt hinter eine wunderliche Maske, aber dennoch hervorsprüht mit gewaltigem Blitzen, keck, anmuthig und furchtbar? Pflegen Ew. Wohlgeboren nicht einen Rock zu tragen, dessen Farbe man die allerseltsamste nennen könnte, wäre der Kragen darauf nicht von einer noch seltsamern? Und ist man nicht über die Form dieses Kleides zweifelhaft, ob es ein Leibrock ist, der zum Ueberrock werden will, oder ein Ueberrock, der sich zum Leibrock umgestaltet hat? Ein solcher Mann wenigstens stand einstmals neben mir im Theater, als Jemand ein italiänischer Buffo seyn wollte und nicht konnte, aber vor meines Nachbarn Witz und Lebensfeuer ward mir das Jammerspiel dennoch zum Lustspiel. Er nannte sich auf Befragen Doctor Schultze aus Rathenow, aber ich glaubte gleich nicht daran, eines seltsamen skurrilen Lächelns halber, das dabei um Ew. Wohlgeboren Mund zog; denn Sie waren es ohne Zweifel.

Zuvörderst lassen Sie mich Ihnen anzeigen, daß ich Ihnen seit Kurzem nachgelaufen bin, und zwar an denselben Ort, d. h. in die weite Welt, wo wir uns denn auch zweifelsohne schon

antreffen werden. Denn, obgleich der Raum breit scheinen möchte, so wird er doch für unsres Gleichen durch die vernünftigen Leute recht furchtbarlich enge gemacht, so daß wir durchaus irgendwo an einander rennen müssen, wäre es auch nur, wenn sich Jeder von uns vor einem verständigen Manne auf ängstlicher Flucht befindet, oder gar vor den oberwähnten Rathschlägen, welche man, beiläufig gesagt, wohl besser und kürzer geradezu und ohne Umschreibung Radschläge nennen könnte.

Für jetzt geht mein Bestreben dahin, Ew. Wohlgeboren einen kleinen Beitrag zu den von Ihnen aufgezeichneten musikalischen Leiden zu liefern.

Ist es Denselben noch nie begegnet, daß Sie, um irgend etwas Musikalisches vorzutragen oder vortragen zu hören, sechs bis sieben Zimmer weit von der sprechenden Gesellschaft fortgingen, daß aber diese demungeachtet hinterdrein gerannt kam, und zuhörte, d. h. nach möglichsten Kräften schwatzte? Was mich betrifft, ich glaube, den Leuten ist zu diesem Zwecke kein Weg ein Umweg, kein Gang zu weit, keine Treppe, ja kein Gebirge, zu steil und zu hoch.

Sodann: haben Ew. Wohlgeboren nicht vielleicht schon bemerkt, daß es keine tüchtigere Verächter der Musik gibt, ja sogar feindseligere Antipoden derselben, als alle ächte Bediente? Reicht wohl irgend ein gegebener Befehl hin, sie die Thüren nicht schmeißen zu lassen, oder gar leise zu gehn, oder auch nur eben nichts hinzuwerfen, wo sie gerade im Zimmer sind, und sich irgend ein beseligender Klang aus Instrument oder Stimme erhebt? Aber sie thun mehr. Sie sind durch einen ganz besondern Höllengenius angewiesen, gerade dann hereinzukommen, wenn die Seele in den Wogen der Töne schwillt, um etwas zu holen, oder zu bringen, oder zu flüstern, oder, wenn sie täppisch sind, mit roher, frecher Gemeinheit ordentlich lustig drein zu fragen. Und zwar nicht etwa während eines Zwischenspieles, oder in irgend einem minder wichtigen Augenblicke; nein, auf dem Gipfel aller Herrlichkeit, wo man seinem Odem gebieten möchte, stille zu stehn, um nichts von den goldnen Klängen wegzuhauchen, wo das Paradies aufgeht, leise, ganz leise vor den tönenden Akkorden, — da, just da! — O Herr des Himmels und der Erden!

Doch ist nicht zu verschweigen, daß es vortreffliche Kinder gibt, die, vom reinsten Bedientengeist beseelt, dieselbe Rolle in Ermangelung jener Subjekte mit gleicher Vortrefflichkeit und gleichem Glück auszuführen im Stande sind. Ach, und Kinder, wieviel gehört dazu, euch zu solchen Bedienten zu machen! — Es wird mir ernst, sehr ernst hierbei zu Sinne, und nur kaum vermag ich noch zu bemerken, daß dem Vorleser die gleichen anmuthigen Wesen gleich erhebend und günstig sind.

Und galt denn die Thräne, die jetzt gegen mein Auge herauf, der Blutstropfe, der mir stechend ans Herz drang, — galten sie nur den Kindern allein? —

Ach, es geschah Euch vielleicht noch nie, daß Ihr irgend ein Lied singen wolltet vor Augen, die Euch aus dem Himmel herab anzublicken schienen, die Euer ganzes, besseres Seyn verschönt auf Euch herniederstrahlten, und daß Ihr auch wirklich anfingt, und glaubtet, o Johannes, nun habe Euer Laut die geliebte Seele durchdrungen; und nun, eben nun werde des Klanges höchster Schwung Thauperlen um jene zwei Sterne ziehn, mildernd und schmückend den se-

ligen Glanz, — und die Sterne wandten sich geruhig nach irgend einer Läpperei hin, etwa nach einer gefallnen Masche, und die Engelslippen verkniffen, unhold lächelnd, ein übermächtiges Gähnen, — und, Herr, es war weiter nichts, als Ihr hattet die gnädige Frau ennuyirt.

Lacht nicht, lieber Johannes. Gibt es doch nichts Schmerzlicheres im Leben, nichts furchtbarer Zerstörenderes, als wenn die Juno zur Wolke wird.

Ach Wolke, Wolke! Schöne Wolke!

Und im Vertrauen, Herr, hier liegt der Grund, warum ich das geworden bin, was die Leute toll nennen. — Aber ich bin nur selten wild dabei. Meist weine ich ganz still. Fürchte Dich also nicht vor mir, Johannes, aber lachen mußt Du auch nicht. Und so wollen wir lieber von andern Dingen sprechen, und doch von nahverwandten, die mir innig für Dich aus dem Herzen heraufdringen.

Sieh, Johannes. Du kommst mir mit dem, was Du gegen alle ungeniale Musik eiferst, bisweilen sehr hart vor. Gibt es denn absolut ungeniale Musik? Und wieder von der andern Seite, gibt es denn absolut vollkommne Musik, als

bei den Engeln? Es mag wohl mit daher kommen, daß mein Ohr weit minder scharf und verletzbar ist, als Deines, aber ich kann Dir mit voller Wahrheit sagen, daß auch der schlechteste Klang einer verstimmten Geige mir lieber ist, als gar keine Musik. Du wirst mich hoffentlich deswegen nicht verachten. Eine solche Dudelei, heiße sie nun Tanz oder Marsch, erinnert an das Höchste, was in uns liegt, und reißt mich mit süßen Liebes- oder Kriegestönen leicht über alle Mangelhaftigkeit in ihr seliges Urbild hinaus. Manche von den Gedichten, die man mir als gelungen gerühmt hat, — thörichter Ausdruck! — nein, die von Herzen zu Herzen gedrungen sind, verdanken den ersten Anklang ihres Daseyns sehr ungestimmten Saiten, sehr ungeübten Fingern, sehr mißgeleiteten Kehlen.

Und dann, lieber Johannes, ist nicht der bloße Wunsch, zu musiziren, schon etwas wahrhaft Rührendes und Erfreuliches? Und vollends das schöne Vertrauen, welches die herumziehenden Musikanten in Edelhof und Hütte leitet, das Vertrauen: Klang und Sang mache allwärts Bahn, worin sie auch im Grunde nur selten gestört werden durch mürrisch aufgeklärte Herr-

schaften und grobe Hunde! Ich möchte eben so gern in ein Blumenbeet schlagen, als durch einen beginnenden Walzer schreien: „packt Euch aus dem Hause!" — Dazu haben sich dann schon immer lächelnde Kinder umhergestellt, aus allen Häusern, wohin das Klingen reichen konnte, ganz andre Kinder, als die oberwähnten Bedienten-Naturen, und bewähren durch ihre hoffenden Engelsmienen: die Musikanten haben Recht.

Etwas schlimmer sieht es freilich oftmalen mit dem sogenannten „Musik machen" in eleganten Zirkeln aus, aber auch dort, — keine Saiten-Flöten- und Stimmklänge sind ohne göttlichen Hauch, und alle besser, als das mögliche Gerede, welchem sie doch immer einigermaßen den Paß abschneiden.

Und, Kreisler, was Du nun vollends von der Lust sagst, welche Vater und Mutter in der stillen Haushaltung am Klavierklimpern und Gesangstümpern ihrer Kindlein empfinden, — ich sage Dir, Johannes, da lautet wahr und wahrhaftig ein wenig Engelsharmonie daraus hervor, allen unreinen Erdentönen zum Trotz.

Ich habe wohl mehr geschrieben, als ich sollte, und möchte mich nun gern auf die vorhin

angefangne sittliche Weise empfehlen. Das geht aber nicht. So nimm denn fürlieb, Johannes, und Gott segne Dich und segne mich, und entfalte gnädigst aus uns Beiden, was er in uns gelegt hat, zu seinem Preis und unsrer Nebenmenschen Lust!

Der einsame Wallborn.

Nachschrift.

Könnten wir nicht einmal gemeinschaftlich eine Oper erschaffen? Mir liegt so etwas im Sinne.

Der Kapellmeister Johannes Kreisler an den Baron Wallborn.

Vorwort.

Durch vorstehenden Brief des Baron Wallborn an den K. M. Johannes Kreisler ist ein Räthsel gelöst, dessen Deutung mir bis jetzt unmöglich schien. — Der arme Johannes, welcher lange Zeit hindurch mit mir an einem Orte lebte, galt allgemein für wahnsinnig, und in der That stach auch sein ganzes Thun und Treiben, vorzüglich sein Leben in der Kunst, so grell gegen alles ab, was vernünftig und schicklich heißt,

daß an der innern Zerrüttung seines Geistes kaum zu zweifeln war. Immer excentrischer, immer verwirrter wurde sein Ideengang; so z. B. sprach er, kurz vor seiner Entfernung aus dem Orte, viel von der unglücklichen Liebe einer Nachtigall zu einer Purpurnelke, das Ganze sey aber (meinte er) nichts als ein Adagio und dies nun wieder eigentlich ein einziger lang ausgehaltener Ton Juliens, auf dem Romeo in den höchsten Himmel voll Liebe und Seligkeit heraufschwebe. Endlich gestand er mir, wie er seinen Tod beschlossen und sich im nächsten Walde mit einer übermäßigen Quinte erdolchen werde. So wurde oft sein höchster Schmerz auf eine schauerliche Weise skurril. Noch in der Nacht, als er auf immer von mir schied, brachte er mir einen sorgfältig versiegelten Brief mit der dringenden Bitte, ihn gleich an die Behörde abzusenden. Das war aber nicht wohl thunlich, da der Brief die wunderliche Adresse hatte:

An den Freund und Gefährten in Liebe,
Cito — Leid und Tod!
par bonté. Abzugeben in der Welt, dicht an der großen Dornhecke, der Gränze der Vernunft.

Verschlossen bewahrte ich den Brief auf, hoffend, daß der Zufall mir vielleicht einmal jenen Freund und Gefährten näher bezeichnen werde, und so ist es denn auch gekommen. Nicht den geringsten Zweifel hegte ich nämlich, nachdem ich des Baron Wallborn Brief an den p. Kreisler gelesen, daß dieser unter jenem Freunde und Gefährten niemand anders als eben den Baron von Wallborn gemeint haben könne, und fand, als ich Kreislers Schreiben geöffnet, meine Vermuthung vollkommen bestätigt. Da Wallborns Brief den Lesern vorher mitgetheilt worden, so nehme ich keinen Anstand, ihm Kreislers Brief folgen zu lassen, da aus beiden das wunderbare Zusammentreffen zweier im Innern verwandter Geister recht klar sich darstellt. So wie Wallborn in verfehlter Liebe den Wahnsinn fand, so scheint auch Kreisler durch eine ganz phantastische Liebe zu einer Sängerin auf die höchste Spitze des Wahnsinns getrieben worden zu seyn, wenigstens ist die Andeutung darüber in einem von ihm nachgelassenen Aufsatz, überschrieben: die Liebe des Künstlers, enthalten. Diesen Aufsatz, so wie mehrere andere, die einen ganzen Cyklus des Rein-Geistigen in der Mu-

sik bilden, gedenke ich künftig unter dem allgemeinen Titel: Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers, herauszugeben.

Hoffmann,
Verfasser der Phantasiestücke in Callot's Manier.

Der Brief.

Ew. Hoch- und Wohlgeboren muß ich nur gleich, nachdem ich aus dem Komödienhause in meinem Stübchen angelangt und mit vieler Mühe Licht angeschlagen, recht ausführlich schreiben. Nehmen Ew. Hoch- und Wohlgeboren es aber doch ja nicht übel, wenn ich mich sehr musikalisch ausdrücken sollte, denn Sie wissen es ja wohl schon, daß die Leute behaupten, die Musik, die sonst in meinem Innern verschlossen, sey zu mächtig und stark herausgegangen und habe mich so umsponnen und eingepuppt, daß ich nicht mehr heraus könne, und Alles Alles sich mir wie Musik gestalte — und die Leute mögen wirklich Recht haben. Doch, wie es nun auch gehen mag, ich muß an Ew. Hoch- und Wohlgeboren schreiben, denn wie soll ich anders die Last, die sich schwer und drückend auf meine

Brust gelegt, in dem Augenblicke als die Gardine fiel, und Ew. Hoch- und Wohlgeboren auf unbegreifliche Weise verschwunden waren, los werden.

Wieviel hatte ich noch zu sagen, unaufgelöste Dissonanzen schrien recht widrig in mein Inneres hinein, aber eben als all' die schlangenzüngigen Septimen herabschweben wollten in eine ganze lichte Welt freundlicher Terzen, da waren Ew. Hoch- und Wohlgeboren fort — fort — und die Schlangenzungen stachen und stachelten mich sehr! Ew. Hoch- und Wohlgeboren, den ich jetzt mit all' jenen freundlichen Terzen ansingen will, sind doch kein andrer, als der Baron Wallborn, den ich längst so in meinem Innern getragen, daß es mir, wenn alle meine Melodien sich wie er gestalteten und nun keck und gewaltig hervorströmten, oft schien, ich sey ja eben er selbst. — Als heute im Theater eine kräftige jugendliche Gestalt in Uniform, das klirrende Schwert an der Seite, recht mannlich und ritterhaft auf mich zutrat, da ging es so fremd und doch so bekannt durch mein Innres, und ich wußte selbst nicht, welcher sonderbare Akkordwechsel sich zu regen und immer höher und höher anzuschwellen anfing.

Doch der junge Ritter gesellte sich immer mehr und mehr zu mir, und in seinem Auge ging mir eine herrliche Welt, ein ganzes Eldorado süßer wonnevoller Träume auf — der wilde Akkordwechsel zerfloß in zarte Engelsharmonien, die gar wunderbarlich von dem Seyn und Leben des Dichters sprachen, und nun wurde mir, da ich, wie Ew. Hoch- und Wohlgeboren versichert seyn können, ein tüchtiger Praktikus in der Musik bin, die Tonart, aus der das Ganze ging, gleich klar. Ich meine nämlich, daß ich in dem jungen Ritter gleich Ew. Hoch- und Wohlgeboren, den Baron Wallborn, erkannte. Als ich einige Ausweichungen versuchte, und als meine innere Musik lustig und sich recht kindisch und kindlich freuend in allerlei munteren Melodien, ergötzlichen Murkis und Walzern hervorströmte, da fielen Ew. Hoch- und Wohlgeboren überall in Takt und Tonart so richtig ein, daß ich gar keinen Zweifel hege, wie sie mich auch als den Kapellmeister Johannes Kreisler erkannt und sich nicht an den Spuk gekehrt haben werden, den heute Abend der Geist Droll nebst einigen seiner Konsorten mit mir trieb. — In solch' eigner Lage, wenn ich nämlich in den Kreis irgend eines

Spuks gerathen, pflege ich, wie ich wohl weiß, einige besondere Gesichter zu schneiden, auch hatte ich gerade ein Kleid an, das ich einst im höchsten Unmuth über ein mißlungenes Trio gekauft und dessen Farbe in Cismoll geht, weshalb ich zu einiger Beruhigung der Beschauer einen Kragen aus Edurfarbe darauf setzen lassen, Ew. Hoch= und Wohlgeboren wird das doch wohl nicht irritirt haben? — Zudem hatte man mich auch ja heute Abend anders vorgezeichnet; ich hieß nämlich Doktor Schulz aus Rathenow, weil ich nur unter dieser Vorzeichnung dicht am Flügel stehend den Gesang zweier Schwestern anhören durfte — zwei im Wettgesang kämpfender Nachtigallen, aus deren tiefster Brust hell und glänzend die herrlichsten Töne auffunkelten. — Sie scheuten des Kreislers tollen Spleen, aber der Doktor Schulz war in dem musikalischen Eden, das ihm die Schwestern erschlossen, mild und weich und voll Entzücken, und die Schwestern waren versöhnt mit dem Kreisler, als in ihn sich der Doktor Schulz plötzlich umgestaltete. — Ach, Baron Wallborn, auch Ihnen bin ich wohl, vom Heiligsten sprechend was in mir glüht, zu hart, zu zornig erschienen! Ach, Ba=

von Wallborn — auch nach meiner Krone griffen feindselige Hände, auch mir zerrann in Nebel die himmlische Gestalt, die in mein tiefstes Innerstes gedrungen, die geheimsten Herzensfasern des Lebens erfassend. — Namenloser Schmerz zerschnitt meine Brust, und jeder wehmuthsvolle Seufzer der ewig dürstenden Sehnsucht wurde zum tobenden Scherz des Zorns, den die entsetzliche Qual entflammt hatte. — Aber Baron Wallborn! glaubst Du nicht auch selbst, daß die von dämonischen Krallen zerrissene blutende Brust auch jedes Tröpfchen lindernden Balsam stärker und wohlthätiger fühlt? — Du weißt, Baron Wallborn, daß ich mehrentheils über das Musiktreiben des Pöbels zornig und toll wurde, aber ich kann es Dir sagen, daß wenn ich oft von heillosen Bravour-Arien, Konzerten und Sonaten ordentlich zerschlagen und zerwalkt worden, oft eine kleine unbedeutende Melodie von mittelmäßiger Stimme gesungen oder unsicher und stümperhaft gespielt, aber treulich und gut gemeint, und recht aus dem Innern heraus empfunden, mich tröstete und heilte. Begegnest Du daher, Baron Wallborn! solchen Tönen und Melodien auf Deinem Wege, oder siehst Du

sie, wenn Du zu Deiner Wolke aufschwebst, unter Dir, wie sie in frommer Sehnsucht nach Dir aufblicken, so sage ihnen, Du wolltest sie wie liebe Kindlein hegen und pflegen, und Du wärst kein anderer als der Kapellmeister Johannes Kreisler. — Denn sieh, Baron Wallborn! ich verspreche es Dir hiermit heilig, daß ich dann Du seyn will, und eben so voll Liebe, Milde und Frömmigkeit wie Du. Ach, ich bin es ja wohl ohnedem! — Manches liegt bloß an dem Spuk, den oft meine eignen Noten treiben; die werden oft lebendig und springen wie kleine schwarze vielgeschwänzte Teufelchen empor aus den weißen Blättern — sie reißen mich fort im wilden, unsinnigen Dreher, und ich mache ganz ungemeine Bocksprünge und schneide unziemliche Gesichter, aber ein einziger Ton, aus heiliger Gluth seinen Strahl schießend, löst diesen Wirrwarr, und ich bin fromm und gut und geduldig! — Du siehst Baron Wallborn, daß das alles wahrhafte Terzen sind, in die alle Septimen verschweben; und damit Du diese Terzen recht deutlich vernehmen möchtest, deshalb schrieb ich Dir! —

Gott gebe, daß, so wie wir uns schon seit langer Zeit im Geiste gekannt und geschaut, wir auch noch oft wie heute Abend leiblich zusammentreffen mögen; denn deine Blicke, Baron Wallborn! fallen recht in mein Innerstes, und oft sind ja die Blicke selbst herrliche Worte, die mir wie eigene in tiefer Brust erglühte Melodien tönen. Doch treffen werde ich dich noch oft, da ich morgen eine große Reise nach der Welt antreten werde und daher schon neue Stiefeln angezogen. —

Glaubst du nicht, Baron Wallborn! daß oft Deine Worte meine Melodie, und meine Melodie Dein Wort seyn könnte? — Ich habe in diesem Augenblick zu einem schönen Liede die Noten aufgeschrieben, dessen Worte du früher setztest, unerachtet es mir so ist, als hätte in demselben Augenblick, da das Lied in Deinem Innern aufging, auch in mir die Melodie sich entzünden müssen. — Zuweilen kommt es mir vor, als sey das Lied eine ganze Oper. — Gott gebe, daß ich dich, du freundlicher milder Ritter, bald wieder mit meinen leiblichen Augen so schauen möge, wie Du stets vor meinen geisti-

gen lebendig stehst und gehst. Gott segne Dich, und erleuchte die Menschen, daß sie Dich genugsam erkennen mögen in Deinem herrlichen Thun und Treiben. Dies sey der heitre beruhigende Schluß-Akkord in der Tonika.

Johannes Kreisler,

Kapellmeister wie auch verrückter Musikus par exellence.

21.

Ueber einen Veteran unserer Poesie.

Johann Heinrich Voß, der Uebersetzer des Homer, der reichhaltige Idyllen- und Liederdichter, an dem wir alle — so viel unter uns jetzt Lebenden, in früherer Jugend, mit den neuern vaterländischen Dichtern bekannt wurden — damals inniges Behagen trugen und ehrfurchtsvolle Liebe für ihn empfanden, — eben dieser Voß trat während der letzten Jahrzehende in polemische Verhältnisse, die manche gegründete und ungegründete, manche geistvolle und geistlose Angriffe auf ihn veranlaßten. Es ist nicht die Bestimmung dieser Zeilen, in eine Erörterung hierüber einzugehn. Wenn aber dabei mehrmalen in vollem Ernste die Frage auf die Bahn kam, ob er denn auch wirklich überhaupt ein Dichter sey: so kann man sich nicht wohl erwehren, dies für ein betrübtes Zeichen der Zeit zu halten. Wer den Besten und Edelsten aller Stände seine Lieder ins Herz singen konnte, der ist ein Dichter, und alle Anmaßungen der fein-

sten Aesthetiker verschwinden vor der liebevollen Treue, mit welcher das Volk an Vossens Liedern fest hält. Daraus beurkundet sich seine Geistesverwandtschaft mit Homer; vielleicht weit unwidersprechlicher, als aus seiner kunstreichen Uebersetzung des griechischen Altvaters. Wir haben übrigens wohl manch ein Lied gelesen, oder gar selbst gemacht, das ganz apart zum Volksliede eingerichtet war; aber das Volk wollte es nicht singen, und so ward es denn allerdings von „Hedewig im rothen Kleide" und ihren Geschwistern überwunden.

Auf ein Werk aber, das den alten Gelehrten recht sehr als gemüthvollen Dichter charakterisirt, ohne daß man eben sonderlich darauf geachtet hätte, möchte ich hier vorzüglich aufmerksam machen. Ich meine die Lebensbeschreibung Hölty's, schon vor der frühern Ausgabe von dessen Gedichten befindlich, und der letztern um so Vieles vollständiger beigefügt. So muß das Leben und Seyn eines Dichters beschrieben werden, und so kann es nur ein Dichter beschreiben. Blicket doch überhaupt, liebe Landsgenossen, mit recht sehnender Theilnahme auf jenen schönen Dichterbund zurück, den Hölty, Voß, die Stol-

berge, Miller, Hahn und noch andere edle Geister in liebevoller Jugendkraft mit einander schlossen, und auf den Klopstock und Klaudius als begünstigende Freunde ihre frommen, leuchtenden Blicke richteten. Wer sich erkältet und verstört fühlt, von einer nicht immer liebevollen, nicht immer poetischen Zeit, hole einen Labetrunk von dorten herauf, und ich weiß ihm dazu keine reinere Becher nachzuweisen, als eben Vossen's Lebensgeschichte seines frühverblühten Freundes.

22.

Ein Ehrengedächtniß.

(Geschrieben im Herbst des Jahres 1816.)

Abermals ist ein edler und reicher Geist aus unserm Kreise abgerufen worden durch Gottes Gebot. August Apel starb am 8ten August, nur wenige Jahre über sein vierzigstes hinaus. Es ist hier nicht der Ort, als Freund meine tiefe Wehmuth über den theuern Abgeschiedenen auszusprechen, wozu mich sonst das bewegte Herz so innig treibt, um so mehr, da ein unvollendeter Brief des Seligen in Todesahnung, ja beinah in Todesgewißheit geschrieben, bei mir liegt, fast wie ein seltsamer Bote aus der unsichtbaren Welt herüber. Ich drücke meinen Schmerz in mich zurück und sage nur, was August Apel für unsere gesammte literarische Welt war.

Es ist wohl nicht leicht der neufranzösischen oberflächlichen Lügenbehauptung: „Gründlichkeit ver-

trage sich nicht mit Anmuth," gründlicher und anmuthiger widersprochen worden, als durch Apels Erscheinung. Wenn unsere Lesewelt sich an seinen eben so zierlichen als schauderhaften Mährchen ergötzte, mochten wohl nur wenige dabei ahnen, daß eben ihr freundlicher Dichter zugleich als ein gelehrter Kritiker die Wage halte, ja daß er in den tiefsten Geheimreichen der Sprache und der Musik nach den Grundsäulen grabe, auf welchen die Gesetze der so oft falsch, weil einseitig, beurtheilten Metrik ruhen.

Der Werth dieser Arbeit ist noch bei weitem nicht gehörig anerkannt, vielleicht schon deshalb, weil man das Ganze beurtheilen wollte, während es nur erst theilweise ans Licht getreten war. Ich maße mir nicht so viel Gelehrsamkeit an, als dazu gehören würde, um in dieser wichtigen Angelegenheit ein entscheidendes Wort zu sprechen. Aber das darf ich wohl als Dichter sagen: die Gesetze der Metrik als identisch mit denen der Musik zu entwickeln, ist recht und durchaus nothwendig, wie es die Muse aller Völker und Zeiten, ja schon das Wort Musik ganz von selber bezeugt. — Vorzüglich aber möchte ich viele Leser aufmerksam machen auf

einige dramatische Arbeiten Apels, die ohne seinen Namen in die Welt getreten sind. Ich nenne hier nur den Polyidos und den Kunz von Kauffungen; jener vielleicht die gelungenste und genialste Nachschöpfung des altgriechischen Trauerspiels, dieser ein ächt ritterliches Gedicht, von beinah überdrastischer Kraft. Man erkennt darin den Genius, welcher in der wunderbaren Dichtung Liebeszauber (s. Apels und Launs Gespensterbuch) in wahrhaft Shakespearscher Gewalt und Herrlichkeit sich offenbart. Noch andere Dichtungen aus diesem reichen Quell gehen so ohne Vaternamen umher. Der Selige meinte immer, was gut sey, mache sich durch sich selber Bahn. Wohl wahr, aber wie kann man all und jede bedeutende Dichtung herausheben aus dem Meer der nichtsbedeutenden, wenn uns kein leitendes Zeichen erscheint! Es soll mir ein liebes Geschäft werden, seinen Bildungen nachzuspüren, und sie auf eben diesem Wege den zahlreichen Bewunderern meines verewigten Freundes zu nennen. Für jetzt wiederhole ich nur öffentlich, was mir sich immerfort im Herzen regt:

Ruhe sanft in Gottes Schooß, du sanfter, freundlicher Mensch, du sinniger Gelehrter, du

glühender, herrlicher Dichter, und das Schönste, was in deinen Saitenklängen ahnend aus der Geisterwelt herüberwehete, möge dir nun schon zur seligen, sonnenhellen, unvergänglichen Anschauung geworden seyn!

23.

Correggio. Tragödie von Oehlenschläger. *)

Es ist ein eig'nes rührendes Gefühl, mit welchem wir das Bild, das ein Maler von sich selbst entworfen hat, betrachten, nicht allein wegen der uns nothwendig theuern Individualität des Meisters, sondern auch vorzüglich, weil hier die Kunst, den Künstler rückerschaffend, ein Spiel, wie mit Doppelspiegeln, treibt, aus dem uns das Leben und Seyn all' und jedes Künstlers überhaupt, in so fern er dieses Namens würdig ist, vor Augen tritt. Denn die großen Lichter und Schatten, welche die Kunst über das Daseyn ihrer ächten Lieblinge hintreibt, gleichen

*) Diese Dichtung ist bis jetzt erst in dänischer Sprache erschienen, doch soll sie der Verfasser ursprünglich deutsch geschrieben haben, und es ist also wohl kein Zweifel, daß wir sie bald in unserer Muttersprache lesen werden, da ja Oehlenschläger sogar seine ursprünglich dänisch gedichteten dramatischen Arbeiten durch Uebersetzungen dem deutschen Publikum mitgetheilt hat.

sich nicht nur in sonst verschiedenartigen Gemüthern, sondern auch in solchen, wo die himmlische Eingebung durch ganz verschiedene Formen, seyen es nun Farben, Umrisse, Töne oder Worte, ausströmt. Eben jenen Genuß empfinden wir in Dichterwerken, welche einen Künstler zu ihrem Helden wählen, ganz vorzüglich, wie ich denn nur an den durch den Dichter heraufbeschwornen Dichter Torquato Tasso zu erinnern brauche. Das vorliegende Werk erschließt dem fühlenden Beschauer einen neuen Zauberspiegel dieser Art. Auf das Eigenthümlichste ist der heitre, weiche, lebensfrohe, treuliebende Antonio Allegri da Correggio aus seinen Bildern ins Leben gerufen, und dennoch gelten die Gefühle und Visionen, die seinen Busen durchziehn, ja man möchte sagen, in gewisser Hinsicht auch die ihn erhebenden und erdrückenden Schicksale, für jeden ächten Künstlergenius mit. Man fühlt es, der Dichter hat die Leier tief in den Quellbrunnen seines eig'nen, begeisterten Seyns getaucht, um die Saiten also anklingen zu lassen. Mit vieler Weisheit sind die Begebenheiten verwoben, um in Einem Tage Leben und Tod des Künstlers mit allen seinen Schmerzen und Freu-

den dem Auge des Lesers vorüber zu führen, oder vielmehr ihm in das Herz hinein. Man dürfte sagen, hier steige Künstlers Erdewallen im vollen Umfange, und über jeden Spott erhaben, neugeadelt vor uns auf. Dabei steht das Ganze recht eigentlich als ein Gemälde da, und wie Correggio selbst schon der eigentliche pittoreske Maler genannt worden ist, so hat ihn unser Dichter auch hier mit einer höchst pittoresken Dichtung umkränzt. Unthunlicher als von irgend einem Werke, möchte es vielleicht von diesem seyn, einen Umriß der ganzen Erscheinung zu liefern, und auch ohne Zweifel dem Eindrucke des nachfolgenden Lesers höchst nachtheilig. Nicht als ob dies edelreine Bild durch das kleinliche Motiv der erregten Neugier wirken sollte; im Gegentheil, gleich vom Anfang herein steht Correggio, als das unvermeidliche Opfer seiner Kunst in blühenden Jahren zu fallen bestimmt, voll rührender Weihe da, gleich vom Anfang herein darf man wissen, daß diese zarte Blume keiner rauhen Hand Berührung erleiden, sondern, den holden Duft verhauchend, an süßen Schmerzen sterben soll; aber die ganze harmonische Tonleiter der Dichtung in ihren unendlich

reichen Abstufungen will bloß empfunden, nicht mit dürren Notenzeichen vorgeschrieben seyn. Eben deshalb verstattet sich Rezensent auch nur die Erwähnung, nicht den ausführlichen Preis, der beiden Heroengestalten Michel Angelo's und Giulio Romano's, jedweder eine Seite der Kunst aussprechend, jedweder den Künstler auf seine Weise kränzend: denn man wird ja wohl den Kranz des großen Buonaroti wegen der eingeflochtenen, allerdings bis an's Leben dringenden Dornen, nicht minder für einen der herrlichsten Kränze erkennen wollen, den je Kunstgeweihte empfangen haben oder ausgetheilt. Nur Cölestinen's Bekränzung geht darüber, weil es die der Muse selbst ist, welche freilich kein ächter Künstler entbehrt, ja, des Anschauens der Muse auch wohl öfters im äußern Leben theilhaftig wird. Aber vorzüglich selig preisen müssen wir den Helden dieser Dichtung, wegen des seltneren Dichterglückes, welches ihm durch Weib und Kind den Himmel in seine Hütte geführt hat. — Die bekannten Worte: anch' io son' pittore! stehen hier in einem unendlich erhabenen und demüthigen Sinne zugleich, und man darf wohl annehmen, der hohe Künstler habe sie auch

wirklich so gemeint, wenn nicht in klarer Verstandesanschauung, doch gewiß im innern, ahnenden Gefühle.

Wo die Kritik etwa Ausstellungen finden möchte, ließen sie sich, nach des Rezensenten Meinung, durch die Umänderung der Benennung Tragödie in die neue, aber gleichsam durch diese Dichtung als Gattung begründete: tragisches Idyll, aus dem Grunde heben.

24.

Andeutungen.

Man hat viel und heftig über Dichtereitelkeit gescholten; mit Recht, wenn es eine wirkliche Eitelkeit, ein Sich-selbst-Bespiegeln im Ruhm oder im Ruf ist. Dann aber möchte ich es kaum mehr Dichtereitelkeit nennen. Es gibt wenigstens gewiß nichts Unpoetischeres im ganzen Menschen, als gerade dies. Nur dasjenige Gefühl der freudigen Behaglichkeit laßt uns in Schutz nehmen, was bei dem Dichter, welchen seine Mitlebenden verstehn und lieben, etwas Erträgliches, Verzeihliches, ja mehr als das — etwas rein Menschliches ist.

Ich glaube mich nicht besser darüber erklären zu können, als an dem Bilde, welches ein sehr edler Dichter von dem Künstlerleben aufgestellt hat, und wovon ich auch schon früher meine Ansicht öffentlich ausgesprochen habe. Ich meine Oehlenschlägers Correggio.

Der Meister, von seinem hämischen Feinde, dem Gasthalter Battista, mit Kupfergeld ausge-

zahlt und belastet, trägt den schweren Sack zu Weib und Kind, den langen, gefahrvollen Weg heim, während seine Stirn tröstend ein Lorbeerkranz überschattet, den ihm eine Jungfrau, in der man seine sichtbar gewordene Muse erkennen muß, im Schlaf auf das Haupt gesetzt hat. Er trägt sich aber an dem Kupfergelde zu Tode. Wenn nun allenfalls auf dem sauren Gange Correggio bisweilen nach dem Kranze gefaßt hätte, um sich daran zu erfreuen, und sich auch zu überzeugen, seine Himmelsträume hätten ihn nicht getäuscht — wer könnte darüber spötteln und schelten, als etwa jener hämische Battista selbst?

Sey es vergönnt, auch einmal wieder den Blick auf die mehr als sonnenhellen Weihnachtsbescheerungen zu richten, die glücklicher Weise fast aus jeglicher Kindheit herauf leuchten, ob sie nun in Ueberfluß oder Aermlichkeit verging; denn die Weihnachtsbescheerung stand immer als ein Leuchtthurm über dem ganzen Meere, und daß es faden- oder klaftertief war, macht bei dieser einen Erscheinung keinen bedeutenden Unterschied aus. Wir, die wir etwa vor dreißig

oder vierzig Jahren geboren wurden, haben freilich nicht alle die Schauer des Festes durchempfunden. Die Milde und feinere Bildung unserer Eltern hat uns den erschrecklichen Knecht Ruprecht erspart, der vormals in grauser Vermummung als ein Paradieseswächter erschien. Wir wollen es ihnen immer von ganzem Herzen danken. Sie meinten es ja so innig gut und liebevoll, und Schauder empfanden wir doch in dem dämmernden Zimmer genug, vor dem so ganz gewissen, so ganz nahen Glücke, bis ein silbernes Glöcklein, oder ein anderer freudiger Laut uns in die helle Herrlichkeit hinüber rief. Aber das wollen wir bedenken, daß uns der Knecht Ruprecht demungeachtet noch immer unabwendbar bevorsteht. Er lauert an dem letzten Pförtlein, dahinter eine überschwengliche Herrlichkeit auf uns wartet, und kurz bevor das Wandlungsglöckchen anschlägt, davor Fleisch zu Geist und Leid zu Freude wird, bricht er hervor und erschreckt uns gewöhnlich sehr. Man pflegt ihm den Namen Tod zu geben. — Mögen wir recht zuversichtlich an die nahe Weihnachtsbescheerung denken, wenn er mit seinen Schrecken heran kommt! Der, dem die Weihnacht gefeiert

wird, harret in der hellen Herrlichkeit auf uns, und dann freuen wir uns wie die Kinder, die Ewigkeit im Augenblick erfassend voll ungetrübter Lust. — Weil das hienieden nur die Kinder vermögen, bekommen auch die Erwachsenen so selten mehr bescheert. Alle Sitte hat ihre tiefe Bedeutung. Wir können uns an heiligen Abenden nur mittelbar, durch die Kinder, auf rechte Weise freuen.

25.

Mythologisches Taschenbuch, oder Darstellung und Schilderung der Mythen, religiösen Ideen und Gebräuche aller Völker. Nach den besten Quellen für jede Klasse von Lesern entworfen von Friedrich Majer. Zwei Jahrgänge mit Kupfern. Weimar, im Verlag des Landes-Industire-Comtoirs.

Es gehört zu den seltsamen Vorurtheilen, die wir Deutsche über uns selbst hegen, als sey uns zum Ersatz für eine gewisse leichte Genialität, oder vielmehr Geniemäßigkeit, die mehrere Schriftsteller mit dem ungünstigsten Erfolge unter uns anzubauen bemüht waren, vorzüglich nur ein recht eiserner oder vielmehr hölzerner Fleiß verliehen, in Anschaffung schwer ans Licht hervorzuhämmernder literarischer Materialien; diese Materialien alsdann zu verarbeiten, oder auch nur zweckmäßig aufzustellen, gehöre ganz

andern Leuten an, da wir nun eben exklusive die Bergleute seyn und weiter nichts. Dergleichen Dinge haben wir so oft von uns ausgesagt, daß nicht nur die andern Nationen, sondern auch großentheils wir selbst recht fest daran glauben, und uns eines solchen Fleißes bisweilen als einer gar ausgezeichneten Eigenthümlichkeit rühmen. Hierin doch überschätzen wir uns. Die Literaturgeschichten fremder Völker haben uns wenigstens eben so viel gelehrte Schürfer und Grubenfahrer entgegenzustellen, als wir im Stande sind, gegen sie ausrücken zu lassen; und es wäre also — ginge die obige Ansicht durch — außerordentlich schlimm mit uns bestellt.

Aber wenn wir bei dem gewählten Vergleiche bleiben wollen, so kann es uns zu großem Troste gereichen, daß der Bergbau eben kein Handwerk ist, sondern daß ein sinniger, genialer Fleiß dabei nicht nur denkbar, sondern sogar ein unerläßliches Erforderniß bleibt, und in so fern laßt uns denn immerhin als wackere Bergleute verharren, wie wir es vorlängst schon gewesen sind: eine Wahrheit, zu deren Beleg sich aus allen Wissenschaften ein gar erfreuliches und langes Namensverzeichniß anführen ließe.

Der Verfasser des vorliegenden Werks gehört gleichfalls darunter, wie er das bei mehrern Arbeiten in unterschiedlichen Fächern lange schon beurkundet hat. Alle jene Arbeiten, oder doch fast alle, zeigten eine bestimmte Neigung nach dem Studium der Mythologie hin, dem sie auch großentheils unmittelbar galten: ein ganz nothwendiges Phänomen in einem philosophisch-historischen Geiste, dem die tiefe Bedeutung der Mythologie erst einmal aufgegangen ist. Dabei wußte der ernste Forscher uns die erbeuteten Erze in leicht übersehbaren, ja zierlichen Reihen aufzustellen, so daß auch der Laie zu ergötzlicher Belehrung herangelockt ward. Dies ist ihm nun in den vorliegenden Taschenbüchern ganz besonders gelungen. Er beleuchtet eine bis jetzt noch in dieser Hinsicht fast ganz verdunkelt gewesene Gegend, die amerikanische Insel, und ruft uns auch dort mit gründlicher Beschwörung die große Wahrheit in deutlicher Gestaltung vor das Auge, daß alle Sagelehre ein Regenbogenstrahl des reinen Urlichts göttlicher Offenbarung ist, wie verschieden die Farben sich auch darin brechen. Es waltet dabei von des Verfassers Seite keine Absichtlichkeit ob, ja, er spricht jenen Ge-

danken nicht ein einziges Mal mit dürren Worten aus: er berichtet nur in anmuthiger, lebendiger Sprache, was er von den Mährchen, Traditionen, gottesdienstlichen Gebräuchen, Festen und überhaupt religiöser Verfassung der aufgeführten Völkerschaften erforscht hat, und die Wahrheit tritt uns in ihrer stillen Nothwendigkeit ganz von selber vor das Antlitz. Kanne's geniale Ansichten könnten wohl keine bessere Vorbereitung und Rechtfertigung in Gemüthern finden, die noch vor der Kühnheit seiner Lehre die Augen vielleicht absichtlich verschließen, als diese unbefangen einfachen Darstellungen. Mit bescheidener — — Leutseligkeit, möchte man sagen, ist die ungeheure Arbeit des Forschens zurückgestellt unter anspruchloser Erzählung, und nur wer das Verzeichniß der Belege überschaut und einigermaßen zu würdigen versteht, kommt zur Erkenntniß, mit welcher gewaltigen Anstrengung uns der Verfasser diese anmuthigen Blüthen herauf rang; und gerade dieser heitere, bescheidene, freundliche Fleiß scheint uns recht ausgezeichnet im Charakter des Deutschen zu liegen.

Möchte es dem würdigen Verfasser eine günstige Aufnahme des Publikums möglich machen,

nicht nur auch die südlichern Nationen Amerika's in diesem ihren tiefsten, eigentlichen Seyn vor uns aufzuführen, sondern überhaupt den ganzen Cißklus der Sagenlehre zu durchwandeln, wozu sich seine Studien, die schon früher Island's Heldenlieder und Indiens Blumengottheiten mit gleicher Liebe umfaßten, in so ganz vorzüglichem Maße eignen! Dann würde sich die sinnvolle Deutung des Umschlags noch immer heller hervorheben: am Eingange die schleier-verhüllte Isis, am Schlusse ein Opferaltar für das dreieinige Auge Gottes!

Geschrieben im Jahre 1812.

Nachklang.

An Friedrich Majer.

Jahre verschwanden und stiegen empor, seitdem ich dies Wort schrieb,
Führeten Reigen heran waffenerglänzender Kraft,
Brachten die Palme des Friedens, des freiheitschirmenden Friedens,
Führten mich Einmal auch Dir, trautester Bruder, an's Herz!

Und wir knüpften auf's neu den Bund hellfröhlicher Jugend,
Schlossen nun, Mann an Mann, fest zu einander die Brust,
Träumten auch hoffnungsfrisch von künftigen Tagen der Freude,
Wo wir, in Treuen gesellt, Saaten verstreuten umher,
Blühend der Ewigkeit, bis spät im greisenden Haare
Du mir schlössest das Aug', oder ich Weinender Dir.
Ach, mir Weinenden klang nun fern herüber die Kunde:
„Frühe Dir ging er voran! dachte noch liebend an Dich!
Aber nicht schauen, nicht schau'n mehr diesseits wirst Du den Theuern,
Nicht im verschwisterten Fleiß Tage durchwirken mit ihm!"
Nun so lodr' ihm denn nach, mein Herz, auf treuem Altar,
Auf dem Altare, geweiht höherem Freudengewinn,

Lodr' ihm feierlich nach, dahin, wo seligen Glanzes
Ein dreieiniges Licht winket auch Dir, ja, auch Dir!

Geschrieben am 10. Aug. 1818.

26.

Ueber die Germania des Tacitus.

Nicht leicht wohl hat es irgend ein Schriftstellerwerk gegeben, das so allgemein für trefflich und klassisch anerkannt, und doch zugleich so verschieden ausgelegt wurde, als das, welches die Ueberschrift dieses Aufsatzes ziert. Vielen galten und gelten die Nachrichten, welche Tacitus von unsern Voreltern aufgezeichnet hat, als unwidersprechliche Anschauungen, selbst denen eines Augenzeugen nicht nachzusetzen; Andre — fast eben so Viele — erblicken darin mehr ein sinnreich erfundnes Idyll, ausgearbeitet, um den überbildeten Römern die Nichtigkeit ihrer Verfeinerung im Gegensatze mit der Heldenkraft eines im Schooße der Natur lebenden Volkes darzustellen. Allerdings hatte Tacitus ganz unverkennbar diese Wirkung seines Gemäldes mit vor Augen, aber wir brauchen nur die ganze edle Erscheinung des ernsten Geschichtschreibers deutlich in's Auge zu fassen, um uns zu überzeugen, daß eine solche poetische oder vielmehr höchst un-

poetische Spielerei in seinem Heldengeiste nicht Raum finden konnte. Gewiß hat Tacitus auch hier nach bestem Wissen und Gewissen geschrieben, wenn gleich die Unzulänglichkeit der Nachrichten Lücken und Irrungen veranlassen mußte, verbunden mit der nun einmal unaustilgbaren Mangelhaftigkeit aller menschlichen Darstellung, den Andern allzuleicht in den Farben des eignen Ich abzuspiegeln; eine Mangelhaftigkeit, der wohl Niemand so leicht nachzugeben Lust hatte, als der ehemalige Römer und der heutige Franzose. Jener durch die lange Weltherrschaft, dieser durch die etwa 60 bis 80 Jahre geübte Sprach- und Sittenherrschaft verwöhnt und verführt. Im Gegensatze wohl mag auch der Wunsch, den eignen Landsleuten recht lebhaft ihre eigne Verderbtheit darzustellen, den Pinsel des Tacitus manchmal unbewußt in die Farben einer idealisirenden Phantasie getaucht haben, obgleich nicht allemal zur wirklichen Verschönerung unsrer Ahnherrn und ihrer Lebensweise; denn nicht Alles ist schön, was einer abstrahirenden, Schöpfung und Menschengefühl mäkelnden Philosophie, wie sie in jenen Zeiten sehr an der Tagesordnung war — zum Theil von der

abscheulichen Wirklichkeit gewaltsam abgestoßen — als schön in die Augen blitzt. — Uns indessen, die wir eine reiche Sammlung altvaterländischer Dichtungen und Gesetze zu durchschauen haben, kann es um so minder schwer werden, in Tacitus Darstellungen das fremdartig Hinzugedachte vom Aechtvolksthümlichen, das unwillkürlich Hineingedichtete von der einfachen Wahrheit zu unterscheiden, da wir, Gott Lob! unsern Altvordern noch viel ähnlicher sehn, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte. Nicht allein, daß die Grundzüge des innern Wesens sich unverkennbar erhalten haben: auch Verfassung, Sitte des täglichen Umganges, so wie auch Art und Weise des Fechtens, erinnern, trotz ihrer scheinbar gänzlichen Umgestaltung, oftmals auf das überraschendste an die Erscheinung der Altväter, wenn wir unser Auge nicht allzusehr durch Aeußerlichkeiten verblenden lassen *); ja in den

*) Auch der alte ehrwürdige Rektor Micraelius sagt in seiner pommerschen Chronik, S. 12: „Die Natur der alten Teutschen, die Tacitus zu seiner Zeit in Acht genommen, möchte wohl heutiges Tages in etwas bey der Alten Nachkommen gefunden werden. Und wir Pommern

westphälischen und niedersächsischen Bauernwirthschaften sehn wir oftmalen den Deutschen jener Zeiten in seinem täglichen Hausleben ganz unverändert vor uns. Es hat überhaupt der Historie wohl mehr geschadet, als man denken mag, daß der Beobachter sich allzuleicht bewegen ließ, die Enkel wie gänzlich abgetrennt von den Urvätern zu betrachten. Freilich springen überall die Unähnlichkeiten stärker in's Auge, als die Aehnlichkeiten, die Abweichungen mehr als die Folgerechtigkeit. Aber das muß uns nur anspornen, um so achtsamer dem einfachen Gange der Natur, die sich auch im Wachsthum und in der Erziehung der Völker niemals verläugnet, nachzuspähen.

In diesem Sinn und in dieser Ansicht unternahm ich es, die Germania des Tacitus mit angestrengter Aufmerksamkeit durchzuarbeiten. Hier die Früchte meines Versuchs. Ich hatte die

---

selbst sehen an unsern Vorfahren, was wir bey uns selbst entweder lästern, oder gutheißen, doch also, daß wir in vielen Dingen, leider, von der Einfalt der lieben Alten zu mehrern Lastern abgewichen seyn." — Micraelius schrieb im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts.

Ausgabe von Johannes Kapp (Leipzig, bei Fleischer 1788) vor mir, und benutzte zugleich hin und wieder die mit Anmerkungen versehene Uebersetzung des Doctor K. G. Anton (Görlitz, bei C. G. Anton 1799, neue umgearbeitete Auflage). Wenn die von mir ausgesprochenen Ansichten und Fragen auch nichts weiter thäten, als etwas Besseres zur Antwort oder Widerlegung erwecken, hätten sie ja schon immer einen recht guten Dienst gethan, und somit freudig ans Werk! —

Gleich zu Anfange seines Werkes sagt Tacitus:

„Germania omnis a Gallis Raetisque et Pannoniis Rheno et Danubio fluminibus; a Sarmatis Dacisque mutuo metu aut montibus separatur."

Zu deutsch:

„Das gesammte Germanien wird von den Galliern, Rhätiern und Pannoniern durch die Ströme Rhein und Donau, von den Sarmaten und Daciern durch gegenseitige Scheu und Gebirge geschieden."

Woher, fragen wir billig, diese Scheu als Trennungsgrund von den letztern Nachbarn, da bei den erstern nur die Naturhindernisse angeführt werden? — Mir scheint die Veranlassung deutlich in dem fremdartigen Herkommen dieser Völkerschaften zu liegen, dem zufolge Sitte und Sprache des Einen den Andern nothwendig abstoßen mußten. Freilich waren auch die Gallier und damaligen Rhätier nicht deutschen, sondern celtischen Ursprunges, doch in ihrer ganzen Art und Weise dem germanischen Wesen bei weitem nicht so fern, als die slavischen Stämme, und eine Annäherung, selbst durch die Römer vermittelt, deren Sitte dort vorherrschte, und die unverkennbare Urstammverwandte der Germanen sind. Die Aehnlichkeit der griechischen und römischen Sprache mit der unsern, theils in wesentlichen Formen, theils im Klange der Wurzelsylben ist anerkannt, und bestätigt sich dem Forscher, welcher das Altisländische und die noch lebenden nordischen Sprachen zu Hülfe ruft, immer mehr. Wie leicht das Germanische sich dem Römischen verwebte, beweisen uns alle romanischen Sprachen; am wunderbarsten ist das Nebeneinanderbestehn vielleicht in der englischen,

am innigsten vielleicht das wechselseitig geistige Durchdringen in der spanischen ausgedrückt. Wie aber auch Germane und Celte sich gern zusammen vertragen, geben uns die schottischen Hochlande kund, wo Sitten, Lieder und Sagen eine Einheit des Altgaelischen und Altsassischen darbieten, die wohl das verschiedenartige Entspringen durch Wortklang und ähnliche Spuren noch erkennen läßt, keinesweges aber eine recht bestimmte Sonderung mehr vergönnt. Sarmat und Deutscher hingegen, ihre Sitten, Mährchen und Gesänge, ja ihr Aussehn und ihre Bewegungen unterscheiden sich bis auf diese Stunde ganz anders scharf. Man sehe zum Beweis die Gränze zwischen Lausitz und Böhmen, welche auch Anton anführt. Da ist an keine Vermischung zu denken, kaum an Abschaltung. Der erste Blick vermag die slavischen oder deutschen Bewohner, ja auch deren Wohnplätze selbst, von einander zu unterscheiden. — Bei solcher Ungleichartigkeit ist wohl ein friedliches Beisammenwohnen möglich, unter besonders günstigen Umständen auch allenfalls Befreundung und Bündniß, auf keine Weise aber wechselseitiges Annehmen der Sitte und Weise des Nachbarn;

kurz: es steht Einigkeit zu wünschen und zu erstreben, nie aber Einheit.

Der römischen Manier gemäß ist Tacitus alsbald geneigt, die Deutschen für indigenas, im Lande selbst, ohne fremde Einwanderung Entsprossene zu halten; wie denn die heidnischen Denker nie an die Familienganzheit des Menschengeschlechtes glauben konnten, da ihnen deren höchste und schönste Bedeutung unbekannt geblieben war. Er scheint die Volkssagen von der Asen-Einwanderung unter Odin dunkel vernommen zu haben, sie aber als gänzlich fabelhaft zu verwerfen, welches vielleicht nicht geschehen wäre, wenn er die Nähe und den Zusammenhang Deutschlands mit Schweden, Norwegen und Dänemark gewußt hätte. — Was er von dem erdentsprossenen Gott Tuisto und seinen Söhnen erzählt, könnte wohl von der Idee (Gesicht übersetzen Luther und Fichte dieses tiefsinnige Wort) des gesammten Volkes gelten. Thiot, Diet, Deutsch ist unser uraltes Wort für: Volk; daher noch das Wort: deutlich: allgemein (allem Volk) verständlich. Erst späterhin entstand aus: Gefolge: Volk; daher, wegen des Gedankens an Dienstbarkeit,

dessen herabwürdigende Nebenbedeutungen. — Tuisto soll nach Tacitus den Mannus (Mann) zum Sohn gehabt haben. Das klingt noch immer allegorisch, wenn auch der erste Mythus sehr unabsichtlich aufging, und die spätern Sänger wieder durchaus nur wirkliche Personen darunter verstanden. Es ist der ganz natürliche Gang. — Der Chronist Spangenberg leitet die Namen der drei vom Tacitus erwähnten Söhne Manns — bei ihm später auf einander folgende Regenten — vielleicht nicht unrichtig ab: Ingewon (der Numa der Deutschen) aus: Eingebung oder ruhigem Einwohnen; Hermion, wie sich von selbst versteht, ist der Heermann; Istaewon, der Außenwohner, entweder als Gränzhüter oder als Erobe-rer. Andre wollen Istäwon von Osten herleiten. — Mit besserer Zuversicht läßt sich über das Wort German entscheiden, welches Tacitus — wohl ohne Zweifel mit Unrecht — für eine neuere Benennung erklärt. Ger, das uralte Wort für Speer, und somit nach der damaligen Hauptwaffe für Waffe überhaupt, erhält sich noch heute mit geringer Abänderung in: Wehr, von dem Mittelalter wieder vor-

züglich als die damals geltende Hauptwaffe, als: Schwert gebraucht; der German ist also ein Wehrmann, im einfachsten wie im vollendetsten Gemeinwesen ein Staatsbürger, ein selbstständiger Mann, sich und das Ganze zu vertheidigen willig und im Stande, so wie der Deutsche ein Mann aus der Diet, aus dem Volke, κατ᾽ ἐξοχην. —

Wer der im dritten Kapitel erwähnte vielbesungne Held Hercules bei unsern Vorfahren gewesen seyn mag, ist bei der hergebrachten Verrömerung fremder Götter= und Heldennamen wohl nicht mit Gewißheit auszumachen. Man hat an einen Kriegsmann gedacht, nach Heer und Keule benannt, wie Kappe (S. 15) berichtet, aber von diesem wundersamen Ritter Heerkeule müßten doch unsere alten Lieder wohl auch Einiges wissen, ungerechnet, daß, so weit alle Kunden reichen, unsre Voraltern schon nicht mehr mit Keulen dreinschlugen, sondern Schwert und Lanze gebrauchten. Daß jedoch das Wort Heer mit im Spiele gewesen sey, wollen wir nicht so durchaus bestreiten. Unter Odin's gewöhnlichste Benennungen gehört: Heerevater mit. Wer weiß, ob nicht ein ähnli=

cher Ausdruck von den Römern auf ihren Hercules bezogen ward. Auch könnte Herr, oder das Beiwort: hehr, dazu Veranlassung gegeben haben, wie denn wohl überhaupt dies Letztre sehr nahe mit Heerbann, Heerzug, und dem Heere selbst, als dem Gegenstande hochheiliger Verpflichtung, zusammenhängt. Von der andern Seite steht der geheiligte Heerd, sey es nun für Opferfeste oder als die ausgezeichnetste Stelle der Hausandacht und Gastlichkeit, passend gegenüber. — Da unsre Altvordern den sogenannten Hercules vor allen andern Helden (primum omnium virorum fortium) besangen, muß wohl vermuthlich Odin, nach altsassischer (zum Theil noch nach heutiger englischer Aussprache) Wodan, darunter gemeint seyn sollen, dieser Lenker der Schlachten, ja Mitkämpfer selbst in den Geschwadern, wo es darauf ankommt, einem Lieblinge den Sieg erringen zu helfen oder Schicksalsprüche und eigne Beschlüsse zur Vollziehung zu bringen. Daß er dabei so wenig als der Homerische Mars immer unüberwindlich war, — durfte ihm ja doch das Heldenmädchen Brynhilldur einstmal Widerstand leisten, weshalb der strafende, nachher durch Sigurd Schlangen=

tödter gelöste Zauberschlaf über sie kam, — gereicht der Meinung, daß er hier nur als Heros oder Halbgott aufgeführt sey, noch mehr zur Stütze. —

Das Schlachtlied selbst hieß wohl ohne Zweifel nicht Baril, wie Einige wollen, sondern Bardit; weniger von Barde abgeleitet, als mit ihm derselben Wurzel entstammend, die noch in unsrer Hülfssylbe bar deutlich vorherrscht; man denke an: lautbar, offenbar, streitbar u. s. w. Es wird etwas allgemein Kundgewordnes angedeutet. Ueberdem hat Vater Klopstock jene Lesart durch ihre Annahme für seine drei trefflichen Hermannsdichtungen bereits geweiht; wobei doch aber erinnert werden möge, daß ja sein Bardiet (er wollte nur die Länge der zweiten Sylbe bezeichnen) Niemand, fast wie auf Französisch: Bardièt aussprechen möge: ein Irrthum, der mir schon bei sehr lieben, sinnvollen Lesern vorgekommen ist, mit denen Vater Klopstock gewiß in allen übrigen Dingen sehr zufrieden gewesen wäre. — Wenn unsre Ahnväter übrigens ihr Bardit mit an den Schild gedrückten Lippen anstimmten, und es summend anschwellen ließen, mag es Römerohren wohl,

wie Ammianus Marcellinus meint, furchtbar wild geklungen haben, aber gewiß den Sänger selbst erhaben begeisternd, und klänge auch wohl uns noch eben so in freier Luft, im Wiederhall der Berge und Waldungen, vergleichbar den Schweizer- und Tyroleralpliedern, die sich freilich auch nicht als Kammer- und Salonsmusik sonderlich ausnehmen, wie mir denn wirklich ein sehr komisch verunglücktes Probestück dieser Art bekannt geworden ist. — Die Gewohnheit, aus dem Schalle des Bardits den Ausgang der Schlacht vorherzudeuten, braucht nicht eben abergläubisch genommen zu werden. Schließen wir nicht eben so nach dem Aussehn und den Liedern einer feindan rückenden Heerschaar? — Unter den gefeierten Vorzeithelden der Deutschen nennt Tacitus auch den Ulysses. Spangenberg sieht darin den Ilsan des Heldenbuches; die christliche Nachwelt habe ihn, wegen seines geheimen Wissens und seines frühern einsamlichen Waldlebens als Zauberlehrling unter Priestern und Druden, Mönch Ilsan geheißen *);

*) Die spätere Legende nannte auch Kaiser Julianus den Abtrünnigen einen Mönch, weil er

sein Vater stehe gleichfalls im Heldenbuche: der weise Zwerg Laurin, vom Tacitus Laertes genannt. Es liegt etwas in diesen Dingen, das mich wie Wahrheit anspricht. Ilsan ist in unsern Sagen nicht nur der gewaltige, sondern auch der schlaue, überlistende Held, und selbst seine herbe Schonungslosigkeit gegen Schwächere und Bezwungene konnte den Römer wohl an Ulysses erinnern. Rechnen wir noch dazu, daß Spangenberg vor hundert Jahren schrieb, und damals noch manche altdeutsche Sage klang, die jetzt entweder verschollen ist, oder ihr Tönen doch nur kaum — halb scheu und unvernehmlich noch — wieder beginnt! Zum fortgesetzten Nachgraben wenigstens ermuntert diese Stelle. Das Asciburgium, welches Ulysses nach Tacitus erbaut haben soll, hat auf allen Fall einen so entschieden dentschen Klang bewahrt, als wenig andre Namen unter der Verrömerung der Schriftsteller. Es liegt hier also wohl mehr als fabelhafte Reisemährchen zum Grunde. — Tacitus übrigens läßt die historische Wahrheit alles eben

---

seine Jünglingsjahre unter Philosophen in Athen verlebte.

Angeführten dahin gestellt seyn, und erklärt nur (im 4ten Kapitel), daß er denen beipflichte, welche die germanischen Völker für ein durch fremde Heirathen unentstelltes, eigenthümlich ächtes, und nur sich selbst ähnliches Geschlecht halten. Zum Beweise führt er die beinah gleiche Erscheinung und Leibesbeschaffenheit der Einzelnen unter dem zahlreichen Volke an. In Betreff der blauen Augen erwähnt Anton, daß Aristoteles sie für einen Naturfehler halte, der daher entspringe, daß die große Kälte die natürliche Wärme verhindre, sich so wie in den heißen Gegenden auszubreiten. „Diese blauen Augen" setzt er, S. 84 des angef. Werkes, hinzu, „brachten sonderbare Erzählungen hervor, so daß Gellius und Andre vorgeben, als ob in Albanien, einem äußerst entlegenen Lande, die Menschen wegen ihrer blauen Augen zur Nachtzeit besser als am Tage sähen; die nämliche Nation hatte goldgelbes Haar, welches ihr, wie Solinus erzählt, den Namen gab." Diese wunderlichen Nachrichten, zum Theil etwas unverständlich, beweisen immer, wie fremd und beinah abentheuerlich den Römern die Erscheinung unsrer Altvordern in's Auge fiel. Daß

aber die goldgelben Haare so ganz ohne Ausnahme Allen, und vorzüglich auch den Frauen, gemein gewesen wären, läßt sich aus altdeutschen und überhaupt altnordischen Romanzen bezweifeln, wo sehr oft von eingebornen dunkellockigen Schönen die Rede ist; auch alte, unvermischte Heldengeschlechte Deutschlands geben noch bis auf den heutigen Tag das Beispiel davon. — Auch das ist wohl unbezweifelt unrichtig, daß die großen Leiber der germanischen Krieger nur zum stürmischen Angriff tüchtig gewesen seyen, zur Arbeit und in Mühseligkeit nicht ausdauernd genug. Manch hartnäckige Schlacht, manch schwieriger Verfolgungszug (man denke z. B. an den Rückzug des Caecina und die endlosen Treffen dabei!) hätten die Römer eines Wahrhaftern belehren können. Die Franzosen bilden sich just das Gegentheil von uns ein. Die meinen, wir hätten eine unermüdliche Geduld zur Ertragung der Kriegsbeschwer und aller Mühseligkeit überhaupt; in der Furie des Angriffs dagegen reichten wir ihnen das Wasser nicht. Auch sie ihrerseits sind des Bessern belehrt worden, doch vermuthlich ohne gründlichen Erfolg auf ihre allgemeine Ansicht. So sind Messieurs les

etrangers! Es muß kein so gar leichtes Ding seyn, den Deutschen recht zu verstehn, am wenigsten von außenher. Doch, meine ich, trifft die Ansicht des Tacitus näher an's Ziel, als die französische, obgleich unzählig Viele aus uns sich von dieser haben anstecken lassen. So weit ich den deutschen Kriegsmann (vorzüglich den norddeutschen) aus Feldzügen und Feldschlachten kenne, ist er — wie vermuthlich alle Menschen — freudiger und rüstiger bei'm Angriff und raschen Vordringen, als im Vertheidigungskampf, überhaupt aber sehr muntern und redseligen Wesens. Von dem Phlegma und der Schweigsamkeit, welche ihm französische Konterfeier anzudichten belieben, ist mir aber nichts kund geworden. — Wenn dagegen Tacitus unsre Landsleute wegen leichter Ertragung des Hungers rühmt, so war und ist es damit wohl nur so, so. Sie setzen's ehrbar durch; das kann ich ihnen bezeugen. Aber sehr sauer kommt gerade diese Noth ihnen an; das kann ich ihnen auch bezeugen. — Sollte hier nicht Tacitus einigermaßen durch die Form des Gegensatzes verlockt worden seyn? Kälte ertrugen die Germanen leicht, Durst und Hitze schwer; da kam der Hunger so scheinbar noth-

wendig als viertes Glied hinzu. Man spricht und schreibt sich wohl öfter, als man denken sollte, auf ähnliche Weise Irrungen in den Sinn. —

Im 5ten Kapitel sagt Tacitus:

„Est videre apud illos argentea vasa, legatis et principibus eorum muneri data, non in alia vilitate, quam quae humo finguntur.“

Zu deutsch:

„Man sieht bei ihnen Silbergefäße, ihren Gesandten und Fürsten zum Geschenk ertheilt, in eben so geringem Werth, als die aus Thon gebildeten.“ —

Nun waren wohl nicht alle jene Prachtstücke für Geschenke zu halten, sondern zweifelsohne manche darunter im Varuslager erobert, oder wohl gar gelegentlich aus Gallien und Italien abgeholt. Aber davon wollen wieder die Herren Fremden, noch damals sehr auf das Welterobern gestellt, nichts wissen! Als Siegeszeichen hätten solche Dinge auf alle Weise mehr gegolten, als die selbstgefertigten irdenen Krüge und Schüsseln; und das thaten sie auch wohl schon an und für sich selbst. Auch die rohesten Naturen ziehn blanke Geräthschaften den nichtblanken vor, und

die ge= oder verbildetsten lassen mühsam oder nie davon ab. Der Metallglanz strahlt jedes menschliche Auge lieblich an. Oder sollten die Germanen wirklich eine so höchst tandverachtende Weisheit geübt haben? Dann hätte ihnen doch aber der Vorzug der größern Dichtigkeit und Dauerhaftigkeit an den Silbergefäßen nicht entgehen können! — Das Gemälde scheint hier wohl etwas stark in das hyperidyllische auszuschweifen. — Daß wir uns hingegen, die Gränzbewohner ausgenommen, sehr wenig mit Geld zu schaffen machten, scheint mir vollkommen richtig. Das Anerkennen des Geltens einer solchen Vermittelung bezeichnet eine ganz eigne Bildungsstufe, und es gäbe daher eine interessante Untersuchung, wann das Geld zuerst in Deutschland wirklichen Umlauf gewonnen habe. Die an allen Meeresküsten umschweifenden Seekönige trugen wohl viel dazu bei, wie sie denn überhaupt als unbewußte Stifter und Schützer des Handels, und vielleicht auch der Hansestädte in deren erstem Aufkeimen, zu verehren sind. —

Mit dem im 6ten Kapitel erwähnten Eisenmangel, wie überhaupt mit der ganzen Schilderung der germanischen Bewaffnung sieht es wohl wieder etwas hyperidyllisch aus. Ein Heer, nur

von bloß hölzernen Schilden gedeckt, nur mit weitfliegenden, leichten Wurfspießen bewaffnet, so gut für den Kampf der Nähe als der Ferne brauchbar, — wie hätte wohl das, auch aus Riesen bestehend, einer einzigen römischen Legion Schrecken gebracht oder gar Untergang? Und wenn wir nun vom Plutarch in seiner Lebensbeschreibung des Marius erfahren, wie eine Schaar cimbrischer Reiter schon dazumal den Römern auch durch ihre leuchtenden Harnische und seltsam nach Thierbildern geformten Metallhelme furchtbar erschien? Die riesigen Cimbern konnten doch sicher keine von Römern oder Galliern erbeuteten Waffen brauchen! Zum Ueberfluß deuten die ungewöhnlichen Helme ganz klar auf eigne Waffenschmiede hin, von denen ja auch unsre früheste Heldensage schon zu erzählen weiß, ja, die ausgezeichnetsten Krieger ausdrücklich als solche rühmt. Aber auch Tacitus selbst vergißt in seinen Annalen wieder diese leichten Wurfspieße als Hauptwaffe, indem er (1tes Buch, 65stes Kap.) die mächtigen Speere der Cherusken anführt, und (2tes Buch, 14tes Kap.) der Barbaren ungeheure Spieße. — So auch hätte des Germanicus Reiterei, durch die trefflichen

gallischen Hülfsturmen verstärkt, von Gegnern, denen weder schnelle, noch gutzugerittne Rosse zu Gebot standen, die in den Annalen (Buch 1, Kap. 63) erzählte Schlappe, oder vielmehr verlorne Schlacht, wohl schwerlich erlitten. — Freilich kommt auch in der Rede des Germanicus an sein Heer vor seiner letzten Schlacht in Deutschland eine Schilderung der germanischen Waffen vor, die keine sonderlichen Begriffe von denselben erweckt; aber wer hat schon je die Worte, mit welchen ein Feldherr den Feind vor seinen Kriegsleuten herabzusetzen sucht, als ein treues Gemälde angenommen? Ungerechnet, daß dem Germanicus bei jenem Treffen viel Landsturm entgegenstand, während die Gefolge der Fürsten und die Landwehr — Beides zusammen den Kern der deutschen Heere bildend — durch die frühere Unglücksschlacht hart mitgenommen waren. — Die Art, wie Tacitus das Weichen und Wiederangreifen der Germanen — welches als Klugheit, nicht aber als Furcht ausgelegt ward — in ziemlich naher Verbindung mit den bisweilen kreisförmigen Wendungen der Reiter anführt, erinnert an unser heutiges Blänkern oder sogenanntes Tirailliren und Flankiren, und nament-

lich an die Gattung desselben, welche der geniale, uns durch eigne und fremde Schuld zu früh entrissene Heinrich von Bülow für das Fußvolk in Vorschlag brachte. — Der Schild durfte nicht verloren werden, ohne die Ehre zu verletzen; auf ihn wandte man den leuchtendsten und erlesensten Farbenschmuck. Da blüht schon unverkennbar die Blume des Ritterthums auf, und jener, durch seicht philosophische Witzeleien so oft angefochtnen Ehre, die, Gott Lob! noch immer unverwüstlich den schönsten Schmuck der deutschen Heere ausmacht. Oder könnte man nicht noch weit passender, als Buonaparte den Thron eine ausgeschmückte Bank hieß, den Schild ein bemaltes, mit Häuten und Eisen beschlagenes Bret nennen? Der Verlust wäre also leicht ersetzbar gewesen, aber er zog Selbstmorde nach sich, denn der dadurch Ehrlosgewordne durfte weder bei Opfern mehr erscheinen, noch in der Heermannschaft seine Stelle behaupten. —

Das Vermischen von Reitern und Fußkämpfern in der Schlachtordnung gibt von dem richtigen Kriegsverstande unsrer Altvordern Zeugniß. Namentlich können Blänkergefechte nur auf diese Weise ihre gehörige Wichtigkeit, ja Entschei-

dungskraft behaupten. Wo der Reiter vor jedem Gebüsch, der Fußknecht vor jeder leichten Waldesstelle besorglich Halt machen muß, ist an keine gehörigen Erfolge zu denken, und die Einigkeit und wechselseitige Hülfsleistung in solchen Kämpfen wirkt auch auf's allerbedeutendste zu der höhern Einigkeit hin, wo jede Waffengattung die Nothwendigkeit und Würde der andern in freudiger Klarheit anerkennt. Es gehört freilich dazu eine ausgezeichnete Ringfertigkeit beider Parten: eine vollendete Turnkunst, auf die wir noch warten, denn die des sogenannten Mittelalters hatte fast nur den Reiter, unsre heutige fast eben so ausschließlich nur den Fußkämpfer im Auge. Ueberhaupt fehlt es noch sehr an der gehörigen Durchdringung aller Waffen. Von etwa Karl dem Großen an bis zum dreißigjährigen Kriege und noch in diesen hinein, d. h. vom deutlichern Aussprechen des Ritterthums (die Existenz desselben ist ziemlich so alt und unvergänglich, als das deutsche Volk) bis auf sein mähliges Verblassen gilt die Reiterei fast allein in den germanischen Heeren vor; dann kommt die Epoche des Fußvolkes, vorzüglich durch die Spanier und den roßen Friedrich glänzend; später durch Buona-

parte und andre Revolutionsfeldherren die des Geschützes. Vielleicht geht aus den gewaltigen Kämpfen, die unsre Zeit bestanden hat, die gleichmäßige Durchdringung hervor, aber der volle Anschein ist noch nicht da. Schöner in der Stimmung der Heere selbst ist mir diese erhebende Erscheinung nie aufgegangen, als im Maifeldzuge des Jahres dreizehn. — Das Zusammenstehn der Völker und Verwandtschaften in der Schlacht, diese große Anregung zum vertrauenden Feststehn und ehrliebenden Vordringen, gestaltet sich nach Abschaffung des Fremdenwerbens in jedem wohleingerichteten Staate wieder von selbst, und auch die Provinzialbenennung der Regimenter trägt dazu bei. Schön und erhebend ist es für den Einzelnen, seinen Namen an die Schaar zu verleihen, die er führt, und in großen Fällen fühlt sich die Schaar selbst dadurch gehoben. Man denke an das Husarenregiment Ziethen, das Kürassierregiment Seidlitz! Aber der Tod rafft den geliebten und verehrten Führer weg, und kein fremder Kriegsmann, kein Geschichtschreiber erkennt so leicht unter verwandeltem Namen die tapfern Ueberlebenden mehr. Es sey denn, daß sie in der Volks- und Krie-

gersprache eine eigne stehende Benennung gewonnen hätten, wie z. B. die preußischen schwarzen Husaren. Der Provinzialname hingegen hält die Persönlichkeit der Heerhaufen unabänderlich und auf eine jedem Einzelnen theure Weise fest. Es gibt wohl nicht leicht einen so Entarteten, daß ihm das Herz nicht groß werden sollte, wenn er im Augenblick der rühmlichen Gefahr die liebe Heimath nennen hört. — „Das Brandenburger Kürassierregiment soll einhauen!“ ruft ein herbeisprengender Führer; „Brandenburger drauf!“ sprechen die Offiziere, und Stadt Brandenburg, und die ganze theure Mark zugleich mit, steigen in den wackern Kriegergeistern empor, und auch die Bilder von Weib und Kind, und Mutter und Braut, von all den innig geliebten zarten Schützlingen, sehn lieb und hülfebittend und ehrsam mahnend mit in die Schlacht hinein, — nicht wahr, da ficht sich's gut? Und so begeistert fast, als ständen, wie bei unsern Altvordern, die theuern Pfänder sichtbar hinter uns, und weinten, wenn wir zurückwichen, und jubelten uns bei'm Vordringen nach! Vollends, wenn die lieben Hände schon auf uns warten, um unsre Ehrenwunden zu heilen, oder uns im rühmlichen

Tode sanft das Auge zu schließen. So glücklich waren auch wir Fechter des Befreiungskampfes der letzten Jahre, und auch darin hatten wir's eben so gut, als unsre Väter. Die sichtbare Nähe der Frauen mußten wir natürlich entbehren, aber auch Jenen konnte sie doch nur bei großen Volkswanderungen oder bei durchaus nahen Gränzkriegen zu Theil werden, so wie späterhin den Rittern meistens nur bei feierlichen Gerichtskämpfen oder Turnieren. Was aber dann schöne Augen vermochten, ist allgemein bekannt, und von dieser lieblich ernsten Sitte hat uns Tacitus so eben die Wurzel gezeigt, es abermals bewährend, wie ganz und gar aus Einem Wuchs der Baum unsres Volkes emporgestiegen ist.

Die schöne Achtung gegen Frauen, die Ahnung des Heiligen in ihnen, das Begeisternde ihrer Nähe und des Bewußtseyns, für sie zu fechten, und (so Gott es gebeut) zu sterben, — kurz das holde Ganze, welches die Altfranken in ihrem heitern Sinne Galanterie nannten, (so albern und scheußlich das anmuthige Wort auch seitdem gemißbraucht worden ist, dürfen wir es doch nicht vergessen wollen!), — diese edle Er-

scheinung spricht sich bei den Altdeutschen auch in dem Glauben an die Weissagerkraft der Frauen aus. Tacitus, sagt man, habe die Aurinien und Welleden, und die weisen Druden überhaupt, nicht für Göttinnen gehalten, aber als den Göttern nahe verwandt stellt sein Gemälde sie dar. Und so geht er auf diesem Wege bedeutsam zu dem Götterdienste der Germanen über. —

In keine Tempel eingeschlossen, in keiner menschlichen Gestalt abgebildet hätten, wie Tacitus sagt, unsre Vorfahren die von ihnen geglaubten Gottheiten? — Man hat das, wie billig, erhaben gefunden, vollends durch den Zusatz des Schriftstellers, den Germanen sey dergleichen unangemessen vorgekommen für die Größe himmlischer Mächte. Aber dawider spricht die ohne Zweifel uralte Irmensäule *) und auch die

*) Was jetzt von dieser im Dom zu Hildesheim noch gezeigt wird, war höchstens nur ihr Fußgestell. Lindenbroch in seiner von Dippold nach Verdienst gewürdigten Lebensbeschreibung Karl des Großen stellt das alte Götzenbild durch Holzschnitt und Beschreibung dar. Auch soll es ja durch die Franken zerstört worden seyn.

vom Tacitus selbst in den Annalen erzählte Zerstörung des Tanfantempels durch die Römer. Auch scheint der später in unserm vorliegenden Werke geschilderte Herthadienst auf eine Bildsäule hinzudeuten. Es ist hier also wieder vermuthlich etwas auf die idyllische Ansicht abzurechnen. Deutlicher von Ahnungen des ächten Glaubens durchdrungen, als irgend eine andre Mythologie, war allerdings wohl die germanische, aber weder diese noch den wahren Glauben hat Tacitus gekannt. Und Barbaren, denen er Menschenopfer Schuld gibt, wird er doch wohl nicht im Ernst eine philosophische Götterverehrung, nach Platonischer Weise etwa, zutrauen wollen? — Mit den Menschenopfern hatte es übrigens wohl gewiß seine Richtigkeit; erstens bei dem unten noch vorkommenden Herthadienst, zweitens durch etwanige Gelübde, und endlich für besondre Sühnungsfälle, wo man die ergrimmte Gottheit zu besänftigen meinte. Durch die Abirrung von der beseligendsten Wahrheit — gerade wo das Göttliche nachgeäfft werden soll, tritt das Teuflische am gräulichsten hervor — ist kein Götzendienst vom Menschenblute rein geblieben, und so auch der unsrer Altvordern nicht.

Aber ihr natürlich sanfter und liebevoller Sinn ließ diese Abscheulichkeiten so selten zur That werden, als wir es bei irgend einem Heidenvolke auf gleicher Bildungsstufe wahrnehmen. Man denke nur an die Iphigenia der so oft und hoch als Humanitätsmuster gepriesenen Griechen! —

Ueber die weißen, wahrsagenden Rosse mögen die bedeutenden Worte des zehnten Kapitels selbst hier stehn:

„Proprium gentis, equorum quoque praesagia ac monitus experiri. Publice aluntur iisdem nemoribus ac lucis candidi, et nullo opere mortali contacti: quos pressos sacro curru sacerdos ac rex vel princeps civitatis comitantur, hinnitusque ac fremitus observant. Nec ulli auspicio major fides, non solum apud plebem, sed apud proceres, apud sacerdotes. Se enim ministros Deorum, illos conscios putant."

Zu deutsch:

„Eigenthümlich ist es diesem Volke, auch von den Rossen Vorhersagungen und Mahnungen zu erkunden. Auf öffentliche Unkosten werden in jenen (den Göttern geweih-

ten) Waldungen und Hainen welche erhalten, weiß, keinem irdischen Werk je dienstbar, die, an den heiligen Wagen gespannt, Priester und König, oder Vorsteher des Staates, geleiten, ihr Wiehern und Schnauben beobachtend. Keiner Zeichendeutung wohnt größerer Glauben bei, nicht nur im Volke, sondern auch bei den Edlen und Priestern. Denn sich selbst halten sie für Diener der Götter, jene für deren Mitwisser."

Die Schilderung selbst ist mit gewohnter Taciteischer Meisterschaft hingestellt, aber in der Trennung von Volks- und Priester- oder Fürstenglauben offenbart sich der Römer jenes sinkenden Zeitalters. Und herrschte nicht auch während der Ausartung des Papstthums noch über Italien derselbe Geist? Man war ja in den hohen und gebildeten Ständen ganz einig mit Luther über die Verderbniß der Priester, über viele andre Gegenstände von Wichtigkeit mehr, aber daß der treue geistliche Mann das Kabinetsgeheimniß von den Dächern predigte, daß er die Sorge für die Seelen des gemeinen Volkes so innig zu Herzen nahm, als die Sorge für

seine eigne Seele, — das war es, was sie nicht begreifen konnten, und, wie es allem Unbegriffnen ergeht — anfeindeten und verlästerten. — Gott Lob! bei uns Deutschen ist eine solche Trennung zwischen Vornehmen und Volk, Gebildeten und Ungebildeten noch nie zu Stande gekommen, und eben deshalb wird es keinem Volksredner gelingen, Mißtrauen in die zutraulichen Herzen zu streuen; oder vielmehr: es gibt bei uns keine Volksredner, weil bei uns das Volk nicht — wie etwa in Frankreich vor der Revolution — als ein abgesonderter Chorus dasteht, und sich nach dem Choragen umsieht, der ihm gefälligst Zunge und Gesinnung leihen wolle. Unser deutsches Volk hat Zunge und Gesinnung selbeigen, und verfließt auf unzuberechnend mannichfache Weise in die höhern Stände. Deshalb auch pflegen etwanige Choragen nach dem ersten etwanigen Aufsehn bei uns nur für einander und mit einander zu verhandeln. So geht es fast durch die ganze deutsche Geschichte ununterbrochen fort. Krieg und Fehden gibt es darin so gut, als bei andern Leuten; vielleicht im Ganzen noch etwas drüber. Nur Einmal jedoch ist ein Kampf auf revolutionäre Manier ausge-

brochen, im Bauernaufstande, und der ward nicht nur, wie alle Revolution, ein gräßliches, sondern auch ein albernes Ding. Gott wollte und will seine lieben Deutschen zu bessern Kämpfen gebrauchen. Da ließ er ihnen denn die undeutsche Seiltänzerei so ausnehmend häßlich und ungeschickt verunglücken, daß es eine ernsthafte Warnung gab für Kind und Kindeskind, und noch weit darüber hinaus. — Ich bin über das Weissagen und Wahrsagen (so Gott will!) selbst ein wenig in dies Fach gerathen, aber auch Ein Wort von unsern schönen weißen Rossen. Anton bemerkt richtig, die geheiligten Pferde der Parsen seyen mit ihnen verwandt, und die Geschichte von der Wahl des Darius Hystaspis gehöre hierher. Mir als Pferdefreund und Reiteroffizier sey es noch erlaubt zu bemerken, daß, wo man so edle, weiße Rosse zog, und überhaupt das Pferdegeschlecht so hoch in Ehren hielt, die Reiterei sich gewiß nicht mit so unansehnlichen und langsamen Gäulen behalf, als das 6te Kapitel sie schildert; wenigstens gewiß die Fürsten, Edlen und ihr Gefolge nicht. Auch Vater Klopstock sagt ja vom Hermann, als dieser im Laufe vorübersprengt: „Lang wie die junge Tanne

war sein gestrecktes Roß." — Dabei hat der reitenserfahrne Dichter an keinen Klepper gedacht, und wich also hier gleichfalls von seinem sonst billig hochverehrten Tacitus ab. — Noch als eine eigenthümliche Art, die Zukunft zu erforschen, wird der Kampf eines Kriegsgefangnen aus dem feindlichen Heere mit einem erles'nen Germanen angeführt, jeder in seinen vaterländischen Waffen durch den eignen Sieg den Sieg seiner Partei verkündend. Wie schön und ganz unverkennbar ritterlich schön! Vater Klopstock hat diese Sitte in seinem Bardiet: Hermann und die Fürsten, unübertrefflich dargestellt, und aus Sitte und Darstellung geht dem unbefangnen Geiste freudig auf, wie tief und unvertilgbar das ächte Ritterthum in das Leben unsres ganzen Volkes eingewachsen ist. —

Die Zählungsart, wo die Nacht dem Tage vorgeht, man also nach Nächten statt nach Tagen zählte, theilen die Germanen nicht allein mit allen nordlichen Völkern auf derselben Bildungsstufe, sondern mit vielen andern sonst. „Die Nacht scheint den Tag zu leiten," sagt Tacitus; und so ist es ja auch ei-

gentlich, denn Tag steigt aus Nacht, Licht aus Dunkel hervor, nicht aber, Gott Lob! umgekehrt, es sey denn, daß sich die Menschen im übermüthigen Zornes= oder Dünkelspiel allzutoll versündigten, und dahingegeben würden in ihres eitlen Herzens Gelüste. —

Von den Zusammenberufungen der Hausväter (oder Wehrfester) gibt im 11ten Kapitel Tacitus wieder ein gar frisches, lebendiges Bild, welches hierherzustellen ich mir nicht versagen kann:

„Illud ex libertate vitium, quod non simul, nec jussi conveniunt, sed et alter et tertius dies cunctatione coëuntium absumitur. Ut turbae placuit, considunt armati. Silentium per sacerdotes, quibus tamen et coërcendi jus est, imperatur. Mox rex, vel princeps, prout aetas cuique, prout nobilitas, prout decus bellorum, prout facundia est, audiuntur, auctoritate suadendi potius, quam jubendi potestate. Si displicuit sententia fremitu aspernantur: sin placuit, frameas concutiunt. Honoratissimum adsensus genus est, armis laudare.“

Zu deutsch:

„Ein Mangelhaftes entspringt aus der Freiheit, daß sie niemals zugleich zusammenkommen, und nicht als auf Gebot, sondern wohl der zweite und auch dritte Tag geht durch die Zögerung der Heranziehenden verloren. Dann, wie es der Menge gefällt, nehmen sie in Waffen Platz. Die Priester, denen sogar ein Zwangsrecht zu eigen ist, gebieten Stille. Bald nun vernimmt man den König oder einen Edlen, je nachdem Alter, oder Adel, oder Kriegsehre, oder Fähigkeit ihnen inwohnet: sämmtlich mehr durch Ansehn und Ueberredung mächtig, als durch Herrschergewalt. Mißfällt das Vorgetragene, so weist man es durch Murren zurück; gefällt es, so schlagen sie die Speere an einander. Das ehrenvollste Beifallszeichen ist Waffenklang.“

Ist's doch, als sähe man die lieben, freien, wunderlichen Altväter vor Augen! — Freilich gerieth auf diese Manier für manchen an und für sich trefflichen Gedanken eines Heldengeistes der Heerbann viel zu spät in Bewegung oder auch wohl gar nicht, aber es ward denn auch manch

Versäumtes wieder gut gemacht durch die Kraft und Einheit des Gesammtwillens. Und zudem stand es ja den Fürsten und Edlen frei, mit ihren Gefolgen auf eigne Hand Krieg zu beginnen; waren sie die rechten Helden an Ruhm und That, so schlossen sich ihnen wohl nach und nach ganze Völker, oder doch zuversichtlich Geschwader von jungen freudigen Abenteurern, verstärkend an. Der erste Stoß zu der Völkerwanderung und der dadurch begründeten germanischen Gestaltung unsres Welttheiles geschah wohl zweifelsohne, von mehrern Seiten her, auf diese heldenfröhliche Weise. — Anton bemerkt bei diesen Kapiteln — das 12te gehört mit dazu — sehr richtig, wie schon hier sich die Eintheilung in zwei Kammern — die späterhin so oftmals unhistorisch angefochtne und einseitig verworfne — kund gibt. Es ist beinahe spaßhaft anzusehn, wie wir sie in England, wo sie noch als urgermanischer Ueberrest besteht, gleich aller dortigen Einrichtung des Innern, vortrefflich finden, unsre eigenthümliche Anlage zu denselben aber als gräuelhaften Aristokratismus verwerfen. Nicht also geht der gründlichere Anton zu Werke. Er verbindet vielmehr das ganze Gerichtswesen gut

mit der später sogenannten sächsischen Frist, die Einheit der germanischen Bildung in ihren verschiedenen Stufen auch hierdurch darthuend, und wenn er bei'm 14ten Kapitel dem sogenannten Zeitgeiste zu Gefallen lebt, und das Lehenwesen unbedingt ein verderbliches System schilt, begehrt er doch keinesweges zu läugnen, daß seine Keime bereits überall in der frühesten germanischen Verfassung anzutreffen seyen. Sollte aber etwas, durch die Erfahrung so als volksthümlich bestätigt, demselben Volke zugleich verderblich seyn können? — Alles, was Anton über diese Gerichtsangelegenheiten sagt, verdient selbst nachgelesen zu werden. Nur wenn er die Versammlungen auf bestimmte Mondeszeiten für ausschließlich festgestellt, jede außerordentliche Vorladung aber nicht für bindend angibt, ist er wohl im Irrthum. Wie denn bei plötzlichen Gefahren oder Hülfsforderungen von außen her? Tacitus setzt ja bei Erwähnung der bestimmten Zusammenkünfte ausdrücklich (Kap. 11) hinzu: nisi quid fortuitum et subitum interit;" „sofern nicht etwas Ungefähres und Eiliges dazwischen kommt." Noch heut zu Tag geht in unterschiedlichen Gegenden Deutschlands (selbst

da, wo ich wohne) ein Stab von Haus in Haus, um die Dorfgemeinde nöthigenfalls schnell zu versammeln; ohne Zweifel ein Ueberrest des Speeres, den unsre Vorfahren und auch die Altschotten (diese wunderbare Mischung von Galen und Germanen) als Kriegsaufgebot oder überhaupt Zeichen schleuniger Versammlung umhersendeten. Irgend eine solche Anstalt überhaupt scheint in der äußersten Nothwendigkeit begründet. Vielleicht indeß meint Anton nur die Vorladung Einzelner in Privatsachen. So wird es seyn, und so hat er auch ohne Zweifel vollkommen Recht. —

Die im 13ten Kapitel ausgesprochene Achtung und Liebe für Waffen und feierliche Wehrmachung der Jünglinge — sehr bedeutend stellt Tacitus der ersten Toga des römischen Knaben die ersten Waffen des deutschen gegenüber — offenbart sich wiederum unverkennbar als Wurzelkraft des Ritterthumes. — Was aber Kap. 14 von gänzlicher Unthätigkeit im Frieden, oder doch Theilnahmlosigkeit am Ackerbau und andern wirthlichen Geschäften vorkommt, gilt wohl nur für die Gefolge der Fürsten und Edlen, höchstens für das umschweifende Swewenvolk. Bei den in

trauten, sorgsam beschützten Gränzen ansässigen Sassen sah es auch hierin viel anders aus. Noch heut zu Tage neigt sich die geistige Natur des Norddeutschen weit mehr zum Ackerbau, als die des leichtbeweglicheren, Reisen, Städte und ihre Künste vorzugsweise liebenden Süddeutschen. Wo gehn die meisten Auswanderungen vor sich? Wo blühen die zunftmäßigen (der Städte bedürfenden) Innungen und Gilden am vollständigsten auf? doch gewiß bei den Nachkommen der Swewen, d. h. bei den Süddeutschen. Die Sassenenkel sind im Ganzen vorzügliche Liebhaber des heimischen Herdes, des behaglichen Wohnens auf angeerbten Stellen bei Weib und Kind, in fortgesetzter Uebung des Lebens, wie Vater und Großvater es geführt haben. Die niedersächsischen und westphälischen Länder bieten wohl in allen deutschen Ebnen das einzige Beispiel einzeln liegender, auf den uralten Stätten festgebliebener Wohnsitze dar. Zu einer solchen endlosen Stätigkeit gehört um so mehr Liebe und Lust für den Ackerbau, je unvollkommner und mühsamer dieser wegen der minder fruchtbaren Gegend sich treiben läßt. Das Titelkupfer zu Möser's Osnabrückischer Geschichte (ob sich freilich

mancherlei an der künstlerischen Ausführung tadeln ließe) behält dennoch gewiß nach der Grundidee für unser Sassenland vollkommen Recht: im Eichenschatten säugt die Mutter ihren Knaben, der bereits nach des Vaters aufgestellten Waffen greift, während dieser das nahe Ackerland bepflügt. Der junge Bursch wird schon dereinst als kühner Abenteurer über die Gränze wandern, aber auch gewiß späterhin zurückkommen, und des Vaters Stelle einnehmen als sorgsamer Haus- und Ackerwirth, Schild und Lanze für den Fall eines feindseligen Einbruchs immer zur Hand. Dann begibt sich der altgewordne Vater in die Leibzucht, (ein in Westphalen und Niedersachsen noch immer bestehender Ausdruck für die Wohnung des Greisen, der nicht mehr die Wirthschaft im Großen besorgt, sondern nur noch des müden Leibes pflegt; hier in der Mark Brandenburg heißt es Altentheil), und behält den Ehrenplatz am Herde, oder in neuerer Zeit am warmen Ofen im eben davon seinen Namen führenden Großvaterstuhl. Dies letztre Vorrecht bedingt sich der Alte bisweilen noch jetzt hier im Brandenburgischen, wenn er es für nöthig hält, bey Uebergabe der Wirth-

schaft gerichtlich aus. Gewöhnlich aber rechnet er zutrauungsvoll auf die Gesinnung, welche Tacitus im 20sten Kapitel mit den Worten schildert: „Je mehr Anverwandte und je größer die Zahl der Blutsfreunde ist, desto behaglicher das Alter; bei der Kinderlosigkeit ist kein Vortheil.“ Und, Gott Lob! so leicht verrechnen wir uns darin nicht. — Eine solche achtbare Bequemlichkeit als Ziel eines thätigen Lebens im Auge, strengt man gewiß früher die Kräfte um desto heitrer und rüstiger an. Aber freilich zum ängstigenden Abarbeiten in behaglicher Friedenszeit ließ und läßt es der freie deutsche Mann so leicht nicht kommen; auch soll man das, nach Gottes mannichfach ausgesprochnem Willen, ja nie ohne Noth, und kann sich den Abstich gegen andre, mit dem Ausdruck industriös gepriesene Völker, gern gefallen lassen.

Die Einfachheit der Wohnungen (Kap. 16) mag auf die damaligen Bauerhäuser passen, wie sie dafür noch ziemlich heut zu Tage paßt, aber daß es mit den adlichen Gehöften anders ausgesehn hat, beweist uns die Burg des Segest, welche Hermann eine ganze Zeit hindurch vergeblich belagerte. Ein Haus, wie das hier ge-

schilderte, — denken wir uns auch Alles daran im Superlativo! — hätte rüstige Manneskraft in wenigen Stunden durchbrochen, allenfalls auch niedergerissen. Und so weit ging die Freundschaft der Römer für den Segest (der Erfolg bewies ihre Zweideutigkeit!) doch schwerlich, daß sie ihm ein Castell zur Wohnung erbaut hätten. Auch wäre das — besonders bei so schützendem Erfolg — zuverlässig von einem Geschichtschreiber wie Tacitus nicht unerwähnt geblieben. — Seltsam genug kommen bei den Wohnungen die unterirdischen, durch Mist bedeckten Ueberwinterungsorte des Getreides mit vor. Als wenn wir bei Erwähnung unsrer Bauerhäuser zugleich von unsern Kartoffelgruben mit sprächen. — Dies (absichtliche oder unwillkürliche) Hineindichten der Einfachheit offenbart sich auch im 17ten Kapitel bei'm Schildern der Kleidungen. — Einmal soll männliche und weibliche Kleidung sich nur unbedeutend unterscheiden, und aus einem Mantel, im Nothfall nur mit einem Dorn zusammengesteckt, bestehen. Dann aber sollen sich auch die Vornehmen durch ein enges, alle Glieder zeigendes Kleid unterscheiden. Wo man dergleichen zu machen versteht und Vornehm und

Gering so häufig beisammen leben, als im alten und, Gott Lob! auch im neuern Deutschland, wird es schwerlich für irgend eine Klasse lange bei herumflatternden Thierhäuten bleiben, von denen sich ohnehin nicht gut einsehn läßt, wie sie als Kriegsgewand, oder auch nur als angemessene Haustracht bestehn sollten bei einem Volk, dem rüstige Beweglichkeit zugeschrieben wird. Und gleich darauf hören wir sogar von Purpurstreifen und Pelzwerk, aus unbekannten Gegenden herbeigeführt. Diese letztern Zierden bestätigen unsre ältesten Heldenlieder, und mancher in unsre Zeiten herüberdauernde Theil des königlichen Schmuckes bei allen germanischen Völkerstämmen. Es wird also wohl auch hier bei'm Tacitus wieder einmal hyperidyllisch aussehn. — Die im 18ten Kapitel erwähnten Ehegeschenke sind nicht ohne Spur von Galanterie im edlen Sinne des Wortes, insofern der Mann sie dem Weibe darbringt, nicht umgekehrt, worüber Tacitus beinahe Verwunderung äußert. Doch auch die Frau soll dem Manne einige Waffen geschenkt haben, vermuthlich schöne und erlesene, mit welchen sie ihn zu ihrem Beschützer einweihte. Der Mann sorgte für Alles, was wesentlich zum Be-

dürfniß des Haushaltes gehörte. Zugleich indessen wird durch das Saumroß die Möglichkeit einer künftigen Wanderung angedeutet, das Verbundenbleiben auch für abenteuerliche Reise und Heeresfahrt; und solche Geschenke mochten für eine Swewenhochzeit vorzüglich bedeutsam werden, obgleich die Langobarden und andere Sassenvölker späterhin gleichfalls durch Noth und Lust in die Abenteuerzüge hineingeriethen, und von den ahnungsvollen Ausstattungen Gebrauch machen lernten. — Daß unsre Voraltern die literarum secreta nicht kannten, geht in der Verbindung, wie es hier steht, im Gegensatze der germanischen Ehereinigkeit zu den römischen Buhlersitten, zweifelsohne auf Liebesbriefe, nicht auf die Schriftzeichen überhaupt. Erwähnte ja doch Tacitus früherhin selbst einiger alten Denkmäler mit griechischer Schrift in Deutschland, die er wenigstens für möglich hält! Auch führt er in seinen Annalen Briefe von Marbod und Agandester an, ohne diese Schreibekunst als etwas Besondres an Barbarenkönigen zu bemerken. — Freilich mag wohl das ganze Vergiftungsanerbieten dieses Letztern eine tiberisch-politische Komödie gewesen seyn, wie späterhin

die caligula-militärischen. Es sieht Alles darnach aus, selbst die Wunderlichkeit, sich zu der löblichen Expedition Gift von Rom her auszubitten; Giftpflanzen wachsen ja überall, und allenfalls hatte man zu heimlichen Kunststücken Gallien näher, als Rom. Selbst Tacitus spricht in den Annalen (2tes Buch, 88stes Kapitel) fast zweideutig von der Sache, indem er die Geschichte mit dem Pyrrhus als eigentliches Vorbild aufführt. Aber auf jeden Fall konnte doch Tiberius einem deutschen Fürsten die Schreibekunst anmuthen seyn, ohne aus dem Costüm zu fallen. Und nun noch die uralt verbreitete Runenschrift, von der es sogar unterschiedliche Alphabethe gibt! Vermuthlich war man nur so schnell, die obige Stelle auf gänzliche Unkenntniß der schriftlichen Mittheilung zu deuten, weil man überhaupt vor etwa dreißig Jahren die Germanen des Tacitus für Wilde anzusehn geneigt war, und vielfach unbedenklich vorschlug, ihr ganzes Seyn und Treiben aus der Anschauung von canadischen Völkerstämmen zu erläutern, wobei man fast schmerzlich das Tattowiren, Skalpiren und ähnliche liebliche Gewohnheiten vermißte. Man gab damit freiwillig noch

ein paar starke Noten tiefer an, als es Tacitus in seinen kühnsten Gegensätzen, der römischen Verbildung gegenüber, gethan hatte. — Was dieser vom Aufwachsen der Kinder zwischen dem Viehe sagt (Kap. 20), mochte leicht aus der Ansicht eines mit der (noch jetzt in Westphalen üblichen) Dielenwirthschaft Unbekannten hervorgehn. Hab' ich mich doch selbst als junger Offizier ganz ungebührlich darüber verwundert! Und doch begann ich bei näherer Bekanntschaft einzusehn, die Anstalt sey keinesweges so schlimm und roh, ja in guten und reinlichen Wirthschaften nicht ohne eigenthümliche Anmuth! Unser großer Möser hat in seinen patriotischen Phantasieen (billig wiederholt er in der Osnabrückischen Geschichte das nämliche Bild) die Herrscherwürde einer Dielenwirthin mit der ihm eignen Gemüthlichkeit und Lebensfülle ausgesprochen. Da wachsen die Kinder denn freilich nahe bei'm Vieh heran, aber ist es in Arabien und war es in dem vielgepries'nen arkadischen Hirtenlande wohl anders? Das auferzogne Geschlecht gab und gibt seiner Erziehung ein gutes Zeugniß. — Wo Alles in seiner geschichtlichen Ordnung bleibt, das ganze Volk ein ununterbrochen heraufgewachse-

ner Baum, bedarf es auch keiner Testamente, oder vielmehr: es ist über gar wenig zu testiren, und die allgemeine Wohlhabenheit findet in dem natürlichen Erbschaftsgange — nicht den endlosen Theilungen, die auch Rieseneichen zuletzt in Splitter verwandeln müssen, sondern der patriarchalischen Uebernahme von Vermögen und Verpflichtung durch den Aeltesten — die sicherste Bürgschaft. Tacitus berichtet, und die deutsche Geschichte bestätigt es, in dieser Art sey es bei unsern Altvordern gewesen; die nähere Entwickelung dieses trefflichen Systems gibt Justus Möser, nach seiner bedeutsamen Weise von dem Kleinsten, etwa einer Leibeigenwirthschaft, anfangend, und das Umfassendste daraus ableitend: den Teutoburger Wald aus einer Eichel! — Das 21ste Kapitel handelt vom Wehrgeld. Die Nothwendigkeit, der erschlagnen Verwandten Rachefehde aufzunehmen und bis zur schuldgemäßen Befriedigung durchzuführen, liegt theils in dem uralt germanischen Ehrgefühl, theils in der allgemeinen Sicherheit. Es ist hier nicht nur vom Einzelnfalle die Rede, sondern von der dem Ganzen zugefügten Beleidigung, und wer zu schwach oder zu furchtsam ist, auch dabei seinen

Mann zu stehn, gilt natürlich nicht mehr für einen selbstständigen Mann überhaupt. Auch das hat Möser vortrefflich entwickelt. Anton meint, die Todesstrafe im Kriege sey eine, wegen Ermanglung möglichen Wehrgeldes, erfolgte Auslieferung des Verbrechers an die kriegvorstehende Gottheit gewesen. Wenn er auch dabei, indem er (offenbar wider Tacitus) keine Priester annehmen will, in einen seltsamen Irrthum ausschweift, ist doch wohl jene Ansicht im Wesentlichen durchaus begründet. Daß in der Regel jeder Todschlag durch ein Wehrgeld zu büßen ist, liegt tief in der altgermanischen Verfassung, und sprach sich noch unlängst — wenn auch sehr verdreht — in der Aeußerung eines englischen Parlamentsgliedes aus: „every man hath his price!" — Vor Gott und seinem Gewissen freilich nicht, wohl aber vor dem Staat, welchem er entrissen ward, insofern da nur von äußerm Nutzen oder höchstens von beleidigter Ehre die Rede seyn kann.

Das 22ste Kapitel berichtet uns Einiges über die tägliche Lebensweise. Das warme Baden gleich nach dem Erwachen hat etwas Auffallendes. Sollte hier nicht ein Irrthum obwalten?

Freilich fand auch Karl der Große an den warmen Bädern Achens seine besondre Lust. Daß unsre Voraltern in den Tag hineinschliefen, mag wohl richtig seyn. Bei aller rüstigen Thätigkeit liebt im Ganzen der Deutsche noch jetzt den Schlaf, und die schon oben angedeutete Freiheit von ängstlicher Erwerblust gönnte ihm Zeit dafür. — Die einzelnen Sitze bei'm Mahle hingegen sind wohl mehr vom Homer (als Leuten im heroischen Bildungsalter überhaupt eigen) entlehnt, als auf wirkliche Beobachtung begründet. Bei den slawischen Völkern zwar mochte man Aehnliches gesehn haben, wie noch die Gesandtschaft an den Attila es vorfand; die Germanen aber hielten es wohl auf Erden so, wie sie es für ihr Walhalla dichteten. Dort saßen die zechenden Helden auf Bänken nebeneinander, was auch der deutschen geselligen Weise viel angemessener ist. Die Bänke freilich, welche nach Anton zugleich als Tische dienen sollten, sehn wieder sehr nach der früher erwähnten canadischen Rohheit aus, ja fast noch wunderlicher; denn eine verkehrtere und unbequemere Einfachheit könnte es nicht leicht geben. Lieber würde man sich ja an die Erde lagern, und die Bank

als Tisch gebrauchen, nach Bivouacsmanier im Felde. Herel's, von Anton angeführte Vermuthung, Tacitus deute mit den abgesonderten Tischen auf die Trennung der Geschlechter bei'm Mahle, so wie seine eigne Meinung, diese Trennung verstehe sich von selbst, findet ihre Widerlegung abermals im Walhalla, wo die Frauen als Schenkinnen erscheinen bei den Urbildern irdischer Festlichkeiten. Auch die altnordischen Romanzen klingen in demselben Ton, überhaupt unsre ganze deutsche Art des Umganges. Nur in England tafelt man in Häusern, wo es Frauen gibt, ohne diese, und auch da entfernen sie sich erst, wenn das Mahl ein Zechgelag zu werden beginnt. Die leztre Sitte könnte man allenfalls bei den Altdeutschen annehmen; aber unsre Lieder sprechen dagegen und auch das Schenkinnen-Amt im Walhalla. Freilich, wenn es gar zu arg ward, gingen sie wohl von dannen, wie noch heut zu Tage, aber das gehörte doch nicht in die eigentliche Sitte, und mochte bisweilen (wie gleichfalls noch heut zu Tage) eine Mahnung zur Mäßigkeit seyn. Daß sie nicht immer half, zeigen freilich die vom Tacitus erwähnten Zänkereien der Berauschten.

Aber auch hier blieb die germanische Ehre in ihrem Rechte, denn „selten," sagt Tacitus, „werden dergleichen durch Schmähreden, öfter durch Tod und Wunden abgethan." — Schon der ernste Ausgang also stand hemmend solchen unwürdigen Rohheiten gegenüber. Daß aber die Gastmahle zugleich Rathsversammlungen waren, entfernt jeden Gedanken an gemeine Trinkgelage noch mehr. Die Offenherzigkeit übrigens ward lebendiger durch den fröhlichen Scherz, den Anton — das Wort jocus sehr seltsam durch Freude übersetzend — den guten Altvätern nicht gestatten will. Aber Scherz war es zweifelsohne, oder besser noch unser guter deutscher Spaß, der um die Tafel und durch die Herzen zog. Wir Germanen kommen nicht wohl ohne diesen durch's Leben, wie ängstlich auch die neufranzösische Sitte sich bemüht hat, ihn aus der großen Welt und von der tragischen Bühne zu verbannen. Vater Shakespeare wußte wohl, was er that, wenn er seinen Fallstaff und seine Clown's zwischen Königen und Feldherren, ja selbst an seines Hotspur's rühmlichem Sterbelager umherwanken ließ. Aber das gehört auch zu den Irrthümern, die wir uns in neuerer Zeit

durch Messieurs les etrangers haben einreden lassen: wir wären ein ausnehmend ernsthaftes Volk, und dürften nicht den Mund zum Lachen verziehn, ohne selbst lächerlich zu werden. Nein, die Deutschen spaßen gern und gut, aber allerdings auf ihre eigne Weise, und nur wenn sie den Fremden nachspaßen wollen, kleidet's ihnen schlecht, wie aber auch überall jedes Thun schlecht kleidet, wenn man ihm in jenem Sinne das Wörtlein nach vorsetzen kann. — Die nüchterne Ueberlegung folgte, wie billig; nicht jedoch, um ängstlich zu mäckeln, was Begeisterung und Scherz auf die Bahn gebracht hatten, sondern nur, das Ob und Wie für die äußere Möglichkeit besonnen anzupassen. Es ist wohl mancher große, zur That gewordne Gedanke in unsrer — auch der neuesten — Geschichte auf ähnliche Art geboren und erzogen worden. — Aber ein furchtbares Warnungswort vor Uebermaß schließt das 23ste Kapitel: „Si indulseris“ — sagt Tacitus — „si indulseris ebrietati, suggerendo quanta concupiscunt, haud minus facile vitiis, quam armis, vincentur.“ — Zu deutsch: „Gib ihrer Zechlust nach, herbeischaffend, so viel sie begehren, und sie sind eben so leicht durch

Laster, als Waffen, überwunden." — Merkt's Euch, Deutsche, Ihr lieben Brüder! Es ist ausnehmend wichtig, zu vernehmen, was ein geistvoller Fremder — sey es auch vor tausend Jahren und drüber geschehn — seinen Landsleuten als Bezwingungsmittel wider uns angibt, offen und unumwunden, in der Gewißheit, man werde seine Bücher nie in Deutschland lesen! — Ein zweites Laster, die Spielsucht — im 24sten Kapitel geschildert — ist gleichfalls noch heut unter den Ur-Urenkeln wach. Aber mit dem Sichselbstverspielen war es in dem Sinne, wie Tacitus es nimmt, gewiß wohl eine römische Uebertreibung. Der nämlich, welcher all seine Hab' und Gut verwürfelt hatte, konnte es nun wohl noch auf einen neuen, letzten Wurf stellen, ob er Alles oder Vieles wiedergewinne, oder des Beglücktern Dienstmann werde, und in letztrer Eigenschaft das verspielte Vermögen wieder von ihm zur Lehn erhalte; nicht aber mochte er sich in dessen Knechtschaft hineinwürfeln. Das Erstere sieht unsrer ganzen Art und Weise so ziemlich gleich; das Letztre steht ihr empörend entgegen. „Adligari se ac venire se patitur," „binden und verkaufen läßt sich der Verlierer," sagt Ta-

citus. Es kann nicht gewesen seyn; ich spreche es mit derselben Ueberzeugung, mit welcher ich dies Wort aussprechen würde, wenn ich von einem Ehrenmanne und Freunde eine Schlechtigkeit erzählen hörte. Hier muß eine römische Ausmalerei, aus politisch verderbter Phantasie entsprossen, den Sinn des edlen Tacitus umnebelt haben, denn ach, die Verderbniß seiner Zeit kann auch den Reinsten und Besten ansprützen, so wie ihre Erhebung bisweilen auf Riesenfittigen auch den Schwächsten emporzuheben vermag. Von den vorhin berührten Abscheulichkeiten sind, Gottlob! selbst unsre wildesten Ursagen frei. Aber wie leicht wir zum und im Spiele verlockt werden können, und wie uns billig auch da jegliche Schuld zur Ehrenschuld wird, — das geht aus der ganzen Schilderung klar und furchtbarwarnend hervor. — Im 25sten Kapitel kommt Tacitus auf die Leibeignen. Deutlich und scharf stellt er sie dem römischen Sklaven gegenüber, welcher nichts Eignes besaß, und zu bestimmten häuslichen Diensten departementsmäßig vertheilt wurde, indeß jener eignen Herd und eignen Acker bewirthschaftete, wovon er dem Herrn bloß einen bestimmten Zins

entrichten mußte. Selten mißhandelte einen Solchen sein Gebieter; eher geschah ein Todschlag im Zorn, und dann freilich ohne Buße, weil für den Leibeignen die Gemeinde — er leistete ihr unmittelbar nichts — keinen Ersatz zu fordern hatte. Durch die Verfassung war schlecht oder gar nicht für diese Menschenklasse gesorgt, wohl aber durch den eignen Vortheil des Herrn, und (wie die Erfahrung auswies) durch das höhere Billigkeitsgefühl und Gottesrecht, welches in unsern neuesten Zeiten erst durch den trefflichen Ludwig v. Haller (siehe dessen Restauration der Staatswissenschaft) wieder zu gebührenden Ehren erhoben worden ist. — Das Wechseln der Aecker, wovon Tacitus redet, ist wohl ohne Zweifel nicht — wie man unterschiedlich gethan hat, und wie Cäsar aus der Ferne herüber Aehnliches glaubte — von einem alljährlichen Austheilen der Stücke (durch Obrigkeit oder Priester) zu verstehn, sondern ganz einfach vom Brachliegen der Felder; höchstens wäre jene Anstalt denkbar für ein Swewenreich, durchaus nicht für eine Sassenwirthschaft. Aber auch dort mögen solche Nachrichten größtentheils auf Mißverständ-

nisse beruht haben *). Anton sagt in seiner Uebersetzung geradezu: „der alte Acker liegt brache;“ wenn er die richtig ausgedrückte Ansicht nachher auch in den Anmerkungen wieder seltsam beschränkt, ja beinahe zurücknimmt. Es ist, als hätte die Manier seiner Zeitgenossen ihn überhaupt etwas gestört und gehemmt bei'm ursprünglich richtigen Betrachten dieser Gegenstände. — Uebrigens mochte das Brachwirthschaften den Italiänern seltsam vorkommen, und daher einige Verwirrung in den Berichten entstanden seyn. Was aber unläugbar als Irrthum erscheint, ist die Behauptung, der German habe den Namen des Herbstes nicht gekannt. Freilich den Autumnus kannten sie nicht, aber zuverlässig

*) In einem mir erst später zu Gesicht gekommenen Programm für 1815 führt Professor Rein zu Gera die Vermuthung J. C. Majer's an, es sey hier von Austheilung des noch nicht urbar gemachten Bodens durch die Grundherren an Bauerfamilien nach deren Anzahl und Würdigkeit die Rede. Das läge wenigstens vollkommen im Geiste deutscher Verfassung und Sitte, und könnte leicht von den Römern auf obige Weise mißverstanden seyn.

kannten sie den lieben, gerade in allen Nordlanden so absonderlich schönen Herbst! Das Wort ist urdeutsch. Noch bis diese Stunde benennt der Engländer seine Aerndte (harvest) nach ihm, und auch in vielen norddeutschen Gegenden hat sich das Zeitwort herbsten für ärndten erhalten. (Beiläufig gesagt, warum schreiben so viele deutsche Schriftsteller statt Aerndte, Erndte? Wollen wir nicht in der Rechtschreibung die schöne Wurzelverwandtschaft mit Aehre festhalten?) Anton will unbegreiflicher Weise eben aus dem englischen harvest die Neuheit des Wortes Herbst ableiten, weil dorten jetzt die Jahreszeit autumn genannt wird. Was kann aber dies ausländische Einschwärzen bei einer ohnehin so gemengten Sprache bedeuten? — Frühling spricht schon durch seine alterthümliche Beugung, die erst die neuere Prose in Frühjahr umzuwandeln versuchte, für seine Erscheinung im poetischen Zeitalter des Volkes. Aber die Sache steht hier allzu natürlich für sich selbst da, und wird auch vom Tacitus zugestanden. Desto unbegreiflicher, wie Anton darauf verfiel, den Altvätern nur die Kenntniß von Sommer und Winter lassen zu wollen.—

Bei der Nachricht von den Leichenbestattungen hat sich Tacitus wieder einmal von dem verleiten lassen, was ihm als idyllische Einfachheit erschien. Die schwere und mühsame Ehrenbezeugung der Grabmäler hätten sie, als dem Verstorbenen lästig, gescheut? Berühmter Männer Leiber nur durch's Verbrennen mit einer besondern Holzart ausgezeichnet? Dawider zeugen die alten Hügel, die unser Volk noch heutzutage Hünen- d. h. Riesengräber, nennt, und deren vorzüglich Niedersachsen und Schleswig eine große Anzahl aufzuweisen hat. In ihrem Innern findet man Aschenkrüge, Gebeine und Waffen, auch andres Geräth, oben drüber oft Runensteine, und unsre alten Lieder — bis Island hinauf — rühmen die herrlichen Denkstätten großer Todten; ja es werden Schiffern und andern Reisenden ihre Bahnen darnach bezeichnet. — Bei den deutschen Frauen nennt es Tacitus geziemend, die Todten zu beweinen, indem es den Männern vielmehr anstehe, ihrer lange zu gedenken. Daraus will Anton auf gedungene Klageweiber schließen. Aus welchem Stande hätte man dergleichen nehmen sollen, oder könnte man noch jetzt dergleichen bei uns neh-

men? Mit dem Dingen hält es, Gottlob! in Deutschland überhaupt nicht so ganz leicht, und nun vollends sollte man deutsche Frauen zum Klagen und Heulen dingen! Wir haben doch von jeher das Göttliche im weiblichen Geschlechte geahnet und verehrt; wie hätte uns so etwas Abscheuliches beifallen mögen! Aber so war es in den Jahren, wo Anton schrieb. Allen Aberwitz, den unsre Reisebeschreiber von irgend einem Volke aufzeichneten — sey es auch auf den verschiedenartigsten Stufen der Rohheit oder Verbildung, — suchte man unsern lieben Altvordern möglichst mit aufzuladen, und meinte auf diese Weise Erläuterungen aus dem Buche der Natur beizubringen; nur daß man das lebendige Blatt, auf welchem man selbst als Enkel ein Zeichen mit abgab, fast immer aus dem Spiele ließ. In diesen letztern Fehler nun gerieth der fleißige Anton nicht, — (man sehe vorzüglich seine Bemerkungen über sächsische Frist und Gerichtsverfassung überhaupt), — aber auch der Wohlmeinendste trägt mit an den Makeln seiner Zeit. Möge, was hiervon und von sonstigen Mangelhaftigkeiten auch in diesem Aufsatze

unbewußt mit vorkommt, bald oder doch dereinst einen rüstigen und freundlichen Verbesserer finden! Die Acten über des Tacitus Germania können noch lange nicht geschlossen seyn. —

Das 28ste Kapitel geht zu einer Schilderung der deutschen Völkerschaften über. Hier fällt es auf, warum die Helvetier und Bojer galischen Ursprungs seyn sollen. Für jene sprechen uralte Volkssagen, als Auswandrer von Skandinavien herüber (siehe unter andern Johannes Müller's Schweizergeschichte); diese bewährt schon der Name ihres Wohnsitzes: Bojohemum, Bojenheim, als Germanen. Daß späterhin slawische Nationen in Böhmen einrückten, beweiset dort eben so wenig gegen die germanische Urbevölkerung, als derselbe Umstand in der Mark Brandenburg; nur gewannen nachher deutsche Stämme hier wiederum die volle Oberhand, während dort die Hauptmasse der Bewohner slawisch blieb. — Von den Ubiern heißt es:

„Ne Ubii quidem, quamquam Romana colonia esse meruerint, ac libentius Agrippinenses, conditoris sui nomine, vocentur, origine erubescunt.“

Zu deutsch:

„Auch die Ubier selbst, obgleich sie es erwarben, eine römische Colonie zu seyn, und sich lieber Agrippinenser, nach ihres Gründers Namen, nennen lassen, schämen sich dennoch ihrer Abstammung nicht.“ —

Ist es nicht, als ob man einen Buonaparte'schen Franzosen nach seiner Weise huldreich über die ci-devant Rheinbündner oder Westphaliens sprechen hörte! So tief konnte sich auch ein Tacitus verblenden, wenn er einmal von dem unnatürlichen Gedanken ausging, man könne und dürfe die angeborne Volksthümlichkeit verwischen. Aber dergleichen Versuche mißlingen immer, und, Gottlob! am allerauffallendsten in Deutschland! — Welch ein Loos man schönstenfalls unter fremder Beherrschung oder sogenanntem Schutz erwerben möge, spricht die Stelle über die Batawen aus. Von ihnen heißt es (Kap. 29):

„Manet honos, et antiquae societatis insigne. Nam nec tributis contemnuntur, nec publicanus adterit: exemti oneribus et collationi-

bus, et tantum in usum proeliorum sepositi, velut tela atque arma bellis reservantur."

Zu deutsch:

„Ihnen bleibt Achtung und die Auszeichnung alter Bundesgenossenschaft. Denn weder schmäht man sie durch Tribute, noch bedrückt sie ein Zöllner. Man nimmt sie von Lasten und Beiträgen aus, und bewahrt sie nur zum Schlachtengebrauch, gleichwie Geschoß und Waffen, für den Krieg."

Man hob sie sich also ordentlich auf, gleichsam wie wilde Thiere für den Circus und seine blutigen Spiele, höchstens wie eine Art von lebendiger Rüstkammer. Und diesen trefflichen Vorzug hatten sie sich durch vieles Blut ihrer edelsten Kämpfer errungen, in römischen Schlachten verspützt. Warum nicht lieber gleich: „bellua bellis reservantur," zu deutsch: „die Bestien wurden zum Kriegsbesten aufgehoben." O Rom, und was sich sonst je eine Weltherrschaft anmaßen wollte, Euresgleichen darf wahrhaftig nie wieder auf die Beine kommen! Von Deutschland aus hat es mit dergleichen volksmörderischen Herrlichkeiten keine Noth. Das hat

die Geschichte während unsres abendländischen Kaiserthumes bewiesen. Sind wir doch eher zu anerkennend gegen fremde Eigenheiten! — Auch wie Tacitus im 30sten Kapitel die Katten loben will, kann er — bei allem Idealisiren der germanischen Natürlichkeit und Kraft — nicht aus der welschen Ansicht heraus, die uns immer gern aus ihren umgitterten Spaziergängen von oben betrachten möchte. Er sagt: „Multum, ut inter Germanos, rationis ac sollertiae," „für Germanen haben sie viel Vernunft und Geschicklichkeit." — Wie unrecht haben wir doch von jeher gethan, wo wir etwa den Fremden auf ihre Manier gefallen wollten! Nicht, daß ich den wackern, verständigen Katten, unter deren Enkel viel des Schönsten und Herrlichsten in allen deutschen Gauen blüht, ein so thörichtes Bestreben nachsagen möchte; aber man sieht nur, was allenfalls aus welschem Lobe Anmuthiges werden kann, wo es nicht gerade von ehrfurchtgebietendem Staunen eingegeben wird. Lasset uns bleiben und immer mehr werden, was die Spanier unter Karl dem V. von uns sagten: los fieros alemanos. Hochmuth ist ein Gräuel vor

Gott, aber edelstolze Selbstständigkeit geziemt einem edlen Volke. —

Daß bei dem reiterkühnen Volk der Tenktern (der Name klingt fast wie Trompetenklang) nicht der älteste, sondern der kriegberühmteste Sohn die Rosse des Vaters erbte (s. Kap. 33), erinnert an unsre altpreußische (ich weiß nicht ob schon ganz erloschne) Sitte, der zufolge aus der Erbschaft eines Offiziers nicht geradehin der älteste, sondern der älteste, im Kriegerstande lebende Sohn sich ein Pferd voraus wählen durfte. Ehedem kam noch vor dieser Wahl dem Könige das Paradepferd eines verstorbnen Generals zu; eine Sitte, die an die Verhältnisse des Gefolges mahnt, wie man denn überhaupt alle bürgerliche Lebensweise nie besser erklären kann, als neue durch alte, und alte durch neue. Dabei steht aber zu wünschen, daß man in dem Zeitaugenblick, wo überlieferte Gebräuche zu verschwinden anfangen, selbige zum Andenken der Nachwelt aufzeichne, welches ich mit den obigen hiermit gethan haben will. — Die Worte vom Untergange der Brukter lauten im 33sten Kapitel höchst merkwürdig folgendermaßen:

„Juxta Tencteris Bructeri olim occurrebant: nunc Chamavos et Angrivarios immigrasse narrantur, pulsis Bructeris ac penitus excisis, vicinarum consensu nationum, seu superbiae odio, seu praedae dulcedine, seu favore quodam erga nos deorum. Nam ne spectaculo quidem proelii invidere. Super LX. millia, non armis telisque Romanis, sed quod magnificentius est, oblectationi oculisque ceciderunt. Maneat, quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui; quando, urgentibus imperii fatis, nihil jam praestare fortuna majus potest, quam hostium discordiam."

Zu deutsch:

„Dicht bei den Tenktern traf man ehmals die Brukter an; jetzt sollen die Chamawen und Angriwaren eingewandert seyn, nachdem die Brukter geschlagen sind und fast vertilgt durch Uebereinstimmung der nächsten Völkerschaften, sey es um ihres verhaßten Stolzes willen, oder wegen Anlockung der Beute, oder durch irgend eine uns widerfahrne Gunst der Götter. Denn auch das Schauspiel eines Treffens mißgönnten sie uns nicht. Ueber sechzigtausend fielen, nicht

durch Waffen und Geschoß der Römer, sondern, was köstlicher ist, bloß zur ergötzlichen Augenweide. Bleibe doch, o Himmel, beständig diesen Völkern wo nicht Liebe zu uns, doch Haß gegen sich! Denn nichts Größeres, da unsres Reiches Schicksal schon herandrängt, kann das Glück uns geben, als die Zwietracht der Feinde."

Es ließe sich vielleicht ein Buch über diese Worte schreiben, und zwar ein sehr reichhaltiges. Wer von uns hat nicht schon vernommen, (ich spreche es in tiefer Betrübniß), wie deutsche Brüder Worte ausstoßen durften, jenen Gesinnungen der Brukternachbarn ganz angemessen! Und gleich der unvernommen weissagenden Kassandra steht Tacitus dazu auf den wankenden Goldpalästen Rom's, und donnert den Seinigen und uns furchtbare Wahrheiten in die Seele. — O mögen die Fremden nie, nie wieder sich Trost zusprechen können für das Erblühen ihrer Plane aus deutscher Zwietracht! — Getrost, Ihr lieben, deutschen Brüder! Ueber uns waltet kein römisches Fatum, über uns nicht der Brukter und ihrer Nachbarn dunkle Götzen. Ueber uns waltet der aus seinem heiligen Wort

erkannte, aus tausend und aber tausend deutschen Herzen inbrünstig angerufte, lebendige Gott! —

Ein geheimnißreicher Schauder weht in den Herculesgeschichten des 34sten Kapitels. Ist es doch, als hörte man das den Fremdling abmahnende Rauschen unsrer deutschen Wälder! —

Die Kauchenschilderung im 35sten Kapitel ist gar herrlich. Man höre:

„Populus inter Germanos nobilissimus, quique magnitudinem suam malit justitia tueri. Sine cupiditate, sine impotentia, quieti secretique, nulla provocant bella; nullis raptibus aut latrociniis populantur. Idque praecipuum virtutis ac virium argumentum est, quod, ut superiores agant, non per injurias adsequuntur. Promta tamen omnibus arma, ac, si res poscat, exercitus: plurimum virorum equorumque; et quiescentibus eadem fama.“

Zu deutsch: -

„Ein unter den Germanen vorzüglich edles Volk, und das seine Größe eben nur durch Gerechtigkeit behaupten will! Ohne Gier und Herrschsucht, ruhig und still, rufen sie keinen

Krieg herauf, und schaden weder durch Raub noch Plünderei. Das ist ihrer Tugend und Kraft vorzüglichster Beweis, daß sie ihre Ueberlegenheit durch kein Unrecht erlangten. Immer jedoch sind ihnen die Waffen zur Hand, und, wenn's die Umstände fordern, auch der Heerbann; sie sind reich an Kriegsleuten und Rossen, und auch im Frieden bewahren sie ihren unverminderten Ruhm."

Sey es immerhin, daß Tacitus diesem unbekannteren Volke — — den Römern mochte es durch die Naturbeschaffenheit seines von der Nordsee unterspülten Landes und den dadurch veranlaßten Untergang mehrerer römischer Heerhaufen beinahe fabelhaft geworden seyn — — sey es, daß er ihm noch idyllischere Farben, als hin und wieder den übrigen Germanen lieh! Doch geht aus diesem Bilde deutlich hervor, wie er die eigentliche Grundidee des deutschen Volkes klar und eigenthümlich aufgefaßt hatte. So laßt uns seyn und bleiben, Ihr lieben Brüder! So friedsam, gerecht und stark! Auch von uns möge es nach der mit Gott durchkämpften schweren Kriegeszeit nach langen, glücklicheren Jahren noch heißen dürfen: et quiescentibus eadem fama! — Und

deshalb laßt es uns wohl beachten, wie Tacitus im nächstfolgenden Kapitel das Sinken der sonst so herrlichen Cherusker schildert:

„In latere Chaucorum Cattorumque Cherusci nimiam ac marcentem diu pacem illacessiti nutrierunt. Idque jucundius, quam tutius fuit; quia inter impotentes et validos falso quiescas: ubi manu agitur, modestia ac probitas nomina superioris sunt. Ita qui olim boni aequique Cherusci, nunc inertes et stulti vocantur.“

Zu deutsch:

„Nahe bei den Kauchen und Katten bewahrten die Cherusker ungestört einen zu langen und erschlaffenden Frieden. Und das war mehr anmuthig, als sicher. Denn zwischen Uebermüthigen und Starken ist die Ruhe betrüglich; wo Armeskraft entscheidet, gelten Bescheidenheit und Redlichkeit für Eigenschaften des Obsiegers, so, daß auch die ehedem guten und billigen Cherusken jetzt träge und thorenhaft genannt werden.“

So ist es uns Deutschen schon oftmals ergangen, und erst noch vor Kurzem. Gott helfe, daß die überstandne Prüfung das Wiedererleben

solcher trüben Geschichten auf immer verhüte! Das heißt mit andern Worten: ruhe doch Niemand auf seinen Kränzen, er habe denn sich und seine Kränze vorerst in Gottes Hand gegeben! —

Im 38sten Kapitel sagt Tacitus, der rückwärts auf dem Scheitel eingebundne Haarbusch sey den Swewen eine eigenthümliche und auszeichnende Volkstracht gewesen. Wie finden wir denn auf so manchen neuern Abbildungen sassischer Krieger — selbst unsern Herzog Hermann — mit dem swewischen Haarbusch dargestellt? Vater Klopstock mochte wohl in einigen Stellen seiner Dichtungen dazu Veranlassung gegeben haben, wie zum Beispiel im Kampfliede aus Hermanns Tod:

„Uns schützet der Haarbusch nicht,
Wie die Römer ihr Helm!"

Aber das war immer noch ziemlich indirect, und wenn der erhabene Dichter in seinem Begeisterungsschwunge einen solchen Ausdruck hintönte, entband das etwa die bildenden Künstler der eignen historischen Forschung? Oder konnte es vollends die Gelehrten entschuldigen, welche zu ihren historischen Werken Zeichnungen annahmen, wo Sassen mit Swewenbüschen auftraten?

Ich weiß wohl, daß vor solchen Mangelhaftigkeiten das Höhere der Idee nicht untergehn kann, aber was man recht lieb hat, kennt und erschaut man auch gern recht genau. Wir möchten doch wohl nicht ein Bild aus dem siebenjährigen Kriege sehn, wo Schwerin ohne Zopf dargestellt wäre, oder Seidlitz mit einem Kürassierhelm aus heutiger Zeit, obgleich es ihnen viel besser kleiden möchte, und sie sich, Gottlob! der Tracht ihrer Enkel nicht zu schämen hätten. — Anton will aus den swewischen Haarbüschen den Volksnamen erklären, aber wo nennt man etwas Zusammengeknüpftes Schweif, als allenfalls bei den Pferden, die man aufschweift, jedoch eben hier vom Hauptworte selbst abgeleitet. Haarschleifen konnte es wohl geben, aber nicht in jenem Sinne Haarschweife; die gibt es nur von Rossen oder andern Thieren. Dagegen ist der Name Swewen nicht allein ganz natürlich von ihrem Umherschweifen abgeleitet, sondern steht auch tiefbedeutend (vergleiche Justus Möser) dem Worte Sassen gegenüber. Eine so alte, mannichfach in der Sprache begründete Verschiedenheit der deutschen Hauptvölker, durch Gebirgszüge und Stromes-

betten bestätigt, wollte man dennoch oft und auch neuerdings wieder gern aufgehoben sehn! Es ist ein unhistorisches, vergebliches Streben damit, und die deutsche Einigkeit mußte schon oft vor dieser aufgedrungenen Einheit blutig zusammenbrechen. Ist es nicht, als sollte ein Zwillingsbruder zum Vormund des andern bestellt werden? Da geht es dann, wie wir's leider Jahrhunderte lang gesehn haben, denn auch das gesundeste Herz wird durch unberufene Anmaßungen erkältet und verletzt. Wohl tritt man selbst da in gemeinschaftlicher Gefahr bisweilen schön und treu zu einander, aber der auf diese Manier Regierte wendet sich vom Regierenden nach überstandner Noth aus tiefster Seele wieder ab, und, wo er's irgend vermag, geschieht es auch leiblich. Laßt aber Beide nebeneinander bestehn, — Zweie in ihrer Eigenthümlichkeit, Eins in der Pflicht und Lust, das angestammte Erbtheil an Land und Ehre zu behaupten, — und die Brüderschaft hält fest gegen fremde List und Gewalt, und heilt sich die kleinen unvermeidlichen Zänkereien leicht, und oftmals dem fremden Auge ganz unmerkbar, aus. — Lächelt man wohl, wenn ich von diesem wichtigen Gegenstande nochmals auf die swewischen

Haarbüsche zurückkomme? Meinethalb; und mag man darin sogar den Rest einer altpreußischen Uniformspedanterei bespötteln! Aber es gibt hier noch einen wichtigern Punkt zu erwägen. Tacitus sagt von jener Tracht:

„In aliis gentibus, seu cognatione aliqua Suevorum, seu, quod saepe accidit, IMITATIONE, rarum, et intra juventae spatium.“

Zu deutsch:

„Bei andern Volksstämmen sieht man es selten, und nur unter den Jünglingen, sey es nun durch irgend eine Verwandtschaft mit den Swewen, oder, welches oftmals vorfällt, aus Nachahmung.“

Also ein Ding wie Nachahmung (späterhin gar die vermaledeite Mode!) konnte schon so früh in Deutschland mit einreden! Man sieht, wie tief dies Uebel bei unsrem vielgewandten Volke eingewurzelt ist, und ein: hütet Euch! steht vielleicht nirgend besser und nothwendiger, als an dieser Stätte. —

Das 39ste Kapitel erzählt wunderbare Dinge von einem Opferhaine der Semnonen. Die Sitte, aus Ehrfurcht vor den Göttern nur gebun-

den hineinzugehn, und was damit zusammenhängt, schmeckt weit mehr nach slawischer, als germanischer Art. Dazu kommt noch, daß hier die Semnonen — sammt den Langobarden, Bewohner der heutigen Mark Brandenburg — als swewische Bundesgenossen aufgeführt werden, da sie doch offenbar, der natürlichen Lage und allen sonstigen geschichtlichen Nachrichten zufolge, dem Sassenbunde angehören mußten. Wir sind also wohl berechtigt, hier auf eine Verwirrung zu schließen, um so mehr, da sich nun die ganze Kunde nach der slawischen Gränze und fabelhaften Dingen von dorther hinüberzuneigen beginnt. Was indessen von der Hertha im 40sten Kapitel vorkommt, ist unbezweifelt ächt und wunderschön dargestellt. Dies schaurig liebliche Idyll heißt so:

„Nec quidquam notabile in singulis, nisi quod in commune Herthum, id est, terram matrem colunt, eamque intervenire rebus hominum, invehi populis, arbitrantur. Est in insula Oceani castum nemus, dicatumque in eo vehiculum, veste contectum, attingere uni sacerdoti concessum. Is adesse deam penetrali intelligit, vectamque bubus feminis multa cum veneratione prosequitur. Laeti

tunc dies, festa loca, quaecumque adventu hospitioque dignatur. Non bella ineunt, non arma sumunt; clausum omne ferrum; pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata; donec idem sacerdos satiatam conversatione mortalium deam templo reddat. Mox vehiculum, et vestes, et si credere velis, numen ipsum secreto lacu abluitur. Servi ministrant, quos statim idem lacus haurit. Arcanus hinc terror, sanctaque ignorantia, quid sit illud, quod tantum perituri vident. Et haec quidem pars Suevorum in secretiora Germaniae porrigitur."

Zu deutsch:

„Bei den einzelnen Stämmen finden wir nur zu bemerken, daß sie alle insgesammt die Hertha *), d. i. die Erdmutter, vereh-

*) Tacitus nennt sie zwar Herthum, aber zugleich auch Deam. Wir dürfen daher mit deutschem Fug und Recht annehmen, sie habe Hertha geheißen, nicht, wie Anton meint, Herthe; dies stumme e am Schlusse kannte man noch zu Otfrieds Zeiten nicht einmal, und den Eigennamen bleibt billig der tönende Klang, welchen ihre Zeit ihnen gab.

ren, in der Meinung, sie mische sich in menschliche Angelegenheiten, und besuche die Völker. Auf einer Insel des Oceans gibt es einen heiligen Hain, und drin einen geweiheten, mit Gewanden bedeckten Wagen, den zu berühren nur dem Priester allein vergönnt ist. Dieser weiß es, wenn die Göttin dem Heiligthum naht *), und folgt nun dem von Kühen gezogenen Wagen mit großer Ehrfurcht. Dann beginnen freudige Tage, und festlich werden die Orte, welche sie ihres Besuchs und Aufenthalts würdigt. Niemand erhebt einen Krieg; Niemand greift zu den Waffen; alles Gewehr bleibt verschlossen; Friede und Ruhe werden nur dann anerkannt, nur dann geliebt, bis wiederum der Priester die Göttin, nachdem sie

*) Etwas seltsam, aber sehr bedeutungsvoll, und ganz dem Wesen eines magischen Götzendienstes angemessen, übersetzt Micraelius S. 12 seiner pommerschen Chronik diese Stelle: „wann der Priester merkete, daß der Geist sich bei dem Bilde wollte finden lassen." — Auch sagt er — noch ganz im Ton unsrer alten Lieder — immer: Frau Hertha.

genugsam unter den Sterblichen gewandelt, nach ihrer Wohnung zurückbringt. Alsbald werden so Wagen als Gewande, und, wie die Sage spricht, auch die Gottheit selbst in einem abgelegnen See gebadet. Diener warten dabei auf, welche sogleich der See verschlingt. Daher ein geheimnißreicher Schauer, eine heilige Dunkelheit über dem, was nur in Todesnähe erblickt werden kann. — Dieser Theil der Swewen reicht bis in das fernste Germanien hinein.“ —

Eben der Entfernung wegen geschah es übrigens wohl, daß Tacitus diese Völkerschaften für Swewen ansah, die doch zu keinem andern Bunde, als dem der Sassen oder Markmannen gehören konnten. — Die Elbe, meint er, seye vordem gar berühmt gewesen; jetzt höre man nur noch eben von ihr sprechen. Vielleicht, seit Drusus gemerkt hatte, es gehe sich so schlecht da hinüber? Nicht zum erstenmal im Jahre 1813 sagte sie im heutigen Brandenburgischen: „nec plus ultra!“

Das 43ste Kapitel behauptet, die Gothiner und Oser seyen keine Germanen; bei Jenen bezeuge es die gallische, bei Diesen die pannonische

Mundart, bei allen Beiden das Tributzahlen. Eben so deutlich erweist sich, daß die, welche Tacitus (Kap. 44) Suiones nennt, keine Germanen waren, aus dem Umstande, daß sie ihre Waffen nicht in eignem Gewahrsam hatten, sondern sie in ein Zeughaus (und zwar unter Aufsicht eines Knechtes!) zusammensperrten. Tacitus will's aus ihrer durch das Meer gesicherten Lage erklären, aber zur Antwort dient aus deutschem Munde: pfui! das waren zuverlässig keine unsres Stammes. — Mit dem (Kap. 45) träge und unbeweglich genannten Meere soll doch wohl — was könnte hier anders für ein Salzwasser gelten? — die Ostsee gemeint seyn! Beide Eigenschaften besitzt sie so wenig, als wir Deutschen selbst. Aber sie ebbet und fluthet nicht, wie es doch anderwärts die Regel ist, und auf ein ähnliches Vermissen mögen wohl andre schiefe Ausländerurtheile über unsern Volkscharakter begründet (oder vielmehr nicht begründet!) seyn. — Hätte uns nur Tacitus mehr erzählt von dem Klange, den man dort, wo die untergehende Sonne mit ihrem Nachglanze bis zum Wiederaufgange die Sterne blendet, vernimmt, und von den Göttergestalten und strahlenden

Häuptern, welche daselbst erscheinen. Daß er vom preußischen Ostseestrande redet, verbürgt uns die Schilderung des Bernsteins. — Die dort angränzenden Sitonischen Völker waren wohl um so wahrscheinlicher Slawen, als sie von Frauen beherrscht wurden. Wenn das auch nicht eben Regel war, sondern etwa nur durch eine frühere Wanda oder Catharina veranlaßt ward, mußte doch wohl die ganze Neigung sich mehr dahin lenken, als bei den germanischen Völkern, wo die englischen und schottischen Königinnen mit ihrem Selbstherrschen nur immer zu den seltnen und auffallenden Ausnahmen gehören. Man führe mir nicht als etwas Verwandtes die germanischen Druden — Aurinia, Welleda, Ganna — an. Hier ehrte man die weibliche Weissagungsgabe, dort die ganz wirkliche Herrscherin. — Aber was waren nun die am Schluß genannten Hellusier und Orionen mit den Menschengesichtern und Thierleibern? — Fabeln, antwortet man. — Das weiß ich recht gut, und ist nicht eben sonderlicher Scharfsinn zu dieser Entdeckung vonnöthen. Aber aus welchen Volkssagen ging die ganze Nachricht hervor? Und wiederum: auf welch einer Wahrheit beruhen die-

se? Denn niemals noch ist eine Volkssage ohne Wahrheitswurzel aufgeblüht.

Und so denn sey diese ganze Untersuchung wie mit einem Fragezeichen beschlossen. Ist ja doch überhaupt noch viel mehr Frage als Antwort darin! —

Aber vor Dir, dem Weisen, der uns die Räthsel verzeichnet,
Lösungsworte dabei aus der tiefherrlichen Brust,
Neigen wir uns mit römischem Wunsch: leicht sey Dir die Erde!
Wünschend noch Schönres hinzu: seye der Himmel Dir licht!

27.

Ein Rückblick in die Vergangenheit. Zum Andenken des königl. preuß. Generalmajors und Ritters Karl Andreas von Boguslawsky, von L. M. Fouqué.

Im Rheinfeldzuge 1794 versuchte der Schreiber dieses Aufsatzes seine Erstlingswaffen unter dem Corps, welches der Anführung des damaligen Erbprinzen von Hohenlohe anvertraut war. Dieser Krieg hatte auf unsrer Seite, ungeachtet seines innern tiefen Ernstes, fast in der Erscheinung einen oberflächlichen Charakter angenommen; unsre deutschen Heere schlugen sich brav und freudiglich gegen den gemeinsamen Feind; manch eine schöne, einzelne Ritterthat blühte von den blutigen Feldern empor: in unsrer Heeresabtheilung vorzüglich durch den Prinzen Ludwig Ferdinand, den damaligen Obersten v. Blücher, und den frühverewigten Grafen Forstenburg; aber im Ganzen war es, als ob man nur

einen großen Ehrenkampf ausfechte, wobei es mehr auf bewiesene Tapferkeit und Gewandtheit ankomme, denn auf die vertheilten oder empfangenen Wunden. Es gab viele Augen in den verbündeten Heeren, welche ein Vordringen des Feindes nicht ohne Wohlgefallen sahen, dafern die eigne Ehre nicht darunter litt. Meinte man ja doch, es werde um nichts weiter gefochten, als um die innern französischen Angelegenheiten, und stellte die damalige lockre Philosophie dergleichen Dinge in das Belieben jeder zufälligen Aufwallung des Augenblicks, welche man in ihrer Masse den Geist der Zeit zu nennen beliebte, und hin und wieder — aller ernsten göttlichen Belehrungen und Gerichte unerachtet — wohl noch bis auf diese Stunde so zu nennen beliebt. — Meinem leichten Jünglingsgemüthe ward früh eine Ahnung von dem Ernste der blutigen Vorspiele, in welchen wir uns herumtummelten, eingeprägt. Der damalige Major von Massenbach — laßt uns über die später getrübten Wege und schweren Schickungen dieses Ehrenmannes nicht vergessen, was er früherhin Großes und Schönes war und that! — nahm sich meiner mit waffenmeisterlicher Freundlichkeit

an, und führte mich bisweilen in den Kreis der ausgezeichneten Männer ein, welche das Hauptquartier des Erbprinzen bildeten. Wohl einigemal auch — hoffend, einen künftigen tüchtigen Kriegsmann aus mir zu bilden — erschloß er dem siebzehnjährigen Kürassier-Cornet einen Blick in die größern Gedanken und Bewegungen des Kriegs, ohne je dabei die Rücksichten aus dem Sinne zu verlieren, welche die Wichtigkeit seines Standpunktes und die Beschränktheit meines Gesichts- und Wirkungskreises erheischte. Wenn aber dann über der edlen Mannesstirn eine Wolke der Ahnung und Besorgniß schattete, auch ohne Worte auf eine trüb-ernste Zukunft hindeutend, pflegte mir aus dem Anblick eines andern bedeutenden Menschen in diesem Kreise immer irgend eine frische, zuversichtliche Lebenshoffnung aufzusteigen. Das war der damalige Hauptmann von Boguslawsky, eine edelfröhliche Kriegernatur, voll rüstig heitern Schaffens, leutseliger Huld und begeisterten Vertrauens auf Gott. So steigt mir noch immer sein Bild empor, wenn mein Blick auf jenen Zeiten verweilt, und so hat es sich auch früher in Ferne und Wiederzusammenfinden stät und klar bei mir er-

halten. Nach geschloßnem Frieden verlor ich den edlen Kriegsmann aus den Augen, nicht jedoch ohne öfters an ihn erinnert zu werden durch manche anmuthige Uebertragung aus den römischen Dichtern, die von seiner Hand und unter seinem Namen bald in der, bald in jener Zeitschrift erschien. Die früh in mir erwachte Lust an der Dichtkunst begann — ein paar Jahre lang durch Waffengeräusch und Weltgewühl etwas zurückgedrängt — um jene Zeit wieder mit voller Gewalt in meinem Innern zu erwachen, und ich freute mich nun des Andenkens an den dichterischen Krieger mit zwiefacher Innigkeit, und rief mir mit einem stolzen Gefühl jeden Ausdruck des Wohlwollens oder der Freundlichkeit, der ihm hin und wieder gegen mich entschlüpft seyn mochte, in die Seele zurück. — Als ich späterhin ganz aus der kriegerischen Laufbahn zurückgetreten war, erschien Boguslawsky's Heldengedicht Xanthippus. Es gibt ohne Zweifel manches an der Metrik und sonst an den Einzelnheiten dieses Gedichtes zu tadeln, aber ein Gemüth, empfänglich für die Schönheit und das Erhabne des Krieges, wird nie ohne Liebe und Begeisterung bei diesen Gebilden verweilen,

und der werdende Soldat, in dem etwa ein Funken der Poesie unter andern Spuren eines edlen Feuers mitglimmen mag, muß sich davon entzündet fühlen zu den künftigen großen, mühsamen und schönen Tagen seiner Laufbahn, und manche wichtige Lehre seiner ernsten Kunst wird ihm aus diesen würdigen Gestalten tief und anmuthig in die Seele dringen. Auch ich hatte meine rechte Freude an der edlen Dichtung, und wünschte um so mehr, mit dem Verfasser irgend wieder zusammenzutreffen. Der Befreiungskampf, der mich wieder zu den Waffen rief, brach los, aber er stellte mich auf weitentlegene Punkte von dem, wo der wackre Boguslawsky sich neuen ehrbaren Ruhm erfocht. — Erst nach dem Kriege fand ich ihn in Berlin wieder. Mit väterlichem Wohlgefallen kam er mir entgegen, und ließ sich auf alle Gespräche mit seiner gewohnten freundlichen Lebhaftigkeit ein; nur von seinem Xanthippus wollte er gar nichts hören. Gegen den verläugnete er seine ganze sonstige Leutseligkeit; er warf ihn mit stiefväterlicher Härte auf die Seite, und jedes Lob, das ihn betraf, zurück, so daß ich mit voller Ueberzeugung behaupte: in dieser Welt der Erscheinungen ist Xanthippus das einzige Wesen, welches von dem edlen Boguslawsky auf

eine unbillige und beinah feindselige Art behandelt worden ist. Wahrlich, die Spötter haben sich nur allzuoft befugt gehalten, über Dichter den umgekehrten Tadel auszusprechen! — Ich hielt derweile mit aller Gewalt früherer Vorliebe am Xanthippus fest, aber es gelang mir nicht, dem Verfasser günstigere Gesinnungen für ihn zu erwecken. Wir konnten um so minder über diesen Gegenstand zur Vereinigung gelangen, da der edle Dichter so bald von seiner irdischen Laufbahn abgerufen ward. Die Botschaft davon erfüllte mich mit tiefer Wehmuth; ein kleines Gedicht *), das ich ihm nachsang, trug den Namen jenes Xanthippus an der Stirn, und erst späterhin dachte ich mit einem Anflug von Scherz wieder an unsre Uneinigkeit über

*) Der den Xanthippus sang zum Vorbild künftiger Feldherrn,
Selbst durch blutigen Krieg rühmlich bewähret ein Held,
Der manch römisches Lied nachtönte germanischen Lautes,
Wenn die ernstere Kunst flüchtige Muß' ihm gegönnt,
Freudig schwang er sich auf zu paradiesischen Hainen,
Wohnt verkläret im Licht, schöpfet am seligen Quell.
Edler freundlicher Geist, wie du auf die preußischen Krieger
Segnend schauest herab, segne du Sänger auch mich!

diesen Helden. Nun, wenn der freundliche Geist etwas von meiner Blume auf seinem Grabhügel weiß, entlockte ihm dieser Umstand wohl ein ähnliches gutmüthiges Lächeln, wie wir es oft so heiter und frisch hienieden über sein Antlitz hinleuchten sahen. —

Ich habe mich nicht gescheut, dieses Bild so ganz aus persönlichem Gesichtspunkte und meiner eignen Gestalt verwoben aufzustellen. Es gelingt ohnehin bei'm geistigen Conterfeien nur selten, sich von diesen Mangelhaftigkeiten loszumachen, und so mag sie der Leser denn hier lieber ohne alle Verkleidung sehn; auch kann bei dieser Art der Darstellung leicht, was ihr an künstlerischer Objectivität abgeht, durch inwohnendes Leben und Wahrhaftigkeit wiedergewonnen werden.

Zur historischen Uebersicht füge ich folgende Nachrichten hinzu, die ich der edlen Wittwe des Verewigten verdanke:

„Karl Andreas von Boguslawsky, geboren in Schlesien im November 1758, trat, nachdem er einige Jahre im Cadetten-Institut zu Berlin Unterricht genossen hatte, Anno 1776 zum Infanterie-Regiment von Wunsch zu Prenzlau als Fahnjunker in Dienste, und machte als solcher 1778 den baierschen Erbfolgekrieg mit, worauf er im Mai 1779 nach Prenzlau zurückkehrte. Dort ward er im Julius des nämlichen Jahres zum Offizier befördert. Im Jahre 1786 ward er General-Adjudant des General v. Wunsch, und nach dessen

Tode im Jahre 1789 zu dem Erbprinzen von Hohenlohe in der nämlichen Qualität versetzt. — Im Jahre 1790 ward er Hauptmann, und begleitete den erwähnten Prinzen in die Feldzüge des Revolutionskrieges, 1792, 93 und 94, wo er mehrern großen Treffen beiwohnte, und den Verdienst-Orden erhielt. Zu Ende des Jahres 1794 ward er nach Polen zu einem Füselier-Bataillon als Major versetzt. Im Jahre 1800 erhielt er ein eignes Füselier-Bataillon zu Neumark in Schlesien, avancirte dort 1804 zum Oberstlieutenant, und 1806 zum Obersten. Im nämlichen Jahre zog er mit zu Felde, hatte das Unglück, gefangen zu werden, und kehrte 1808 aus Frankreich nach Schlesien zurück, worauf ihn der König zum Commandanten der Festung Neisse ernannte. Im Jahre 1809 berief ihn der König nach Königsberg zu sich, gab ihm dort einige Aufträge, und vertraute ihm 1810 die Direction der Kriegsschule zu Berlin an. Im Jahre 1813 nahm er Theil am Befreiungskampfe, bildete eine Landwehr-Brigade, und focht an der Spitze derselben bei Hagelsberg, worauf er das eiserne Kreuz erhielt, und zum Generalmajor befördert ward. Im Julius 1814 kehrte er nach Berlin auf seinen Posten zurück, und versah dort im Jahre 1815 den Posten eines Commandanten, welchen er nach erfolgtem Frieden an den Generallieutenant von Brauchitsch zurückgab." Er starb am 21sten Herbstmond 1817 zu Berlin.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

D. M. N 1807 2 Bde.
Kön. Se. Scher f. J. Wa 1.
5 23

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fouqué, Friedrich de La Motte-,

Gefühle, Bilder und Ansichten Sammlung kleiner prosaischer Schriften

Bd.: 1

Leipzig (1819)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.463-e(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721439-1